

# JULES VERNE

## Die Schule der Robinsons



Verlag Bärmeier & Nickel

***Die Schule der Robinsons*** ist einer der lustigsten Jules-Verne-Romane. Godfrey, Neffe eines millionenschweren Erbonkels, hat das Leben als reicher Müßiggänger satt. Ehe er durch Heirat weitere Millionen erbt, will er endlich einmal Abenteuer erleben. Er schifft sich also ein, gerät auch richtig in einen Sturm und wird auf eine einsame Insel verschlagen. Wie auf Bestellung hat er jetzt Kannibalen, wütenden Raubtieren und unberechenbaren Naturgewalten zu widerstehen, bis er auf ganz unerwartete Weise gerettet wird.

Verne bietet alles, was man von einer qualifizierten Unterhaltung erwarten kann: dynamische echte »Helden«, rasante Abenteuer, technisch-konkrete Phantasie, einen seltene Einfallsreichtum in grotesken und komischen Situationen und literarischen Spaß. Seine Romane stehen am Beginn einer neuen Tatsachenliteratur. Sie haben durch die neue Übertragung an Modernität und Ausdruckskraft gewonnen.

JULES VERNE

# Die Schule der Robinsons

Non-profit ebook by tigger  
Juni 2004  
Kein Verkauf!

Verlag Bärmeier & Nickel

Für diese Ausgabe wurde der Text neu übersetzt  
und eingerichtet von Stefan Reisner.  
Copyright © 1968 und alle Rechte an dieser neuen Textgestalt  
liegen beim Verlag  
Bärmeier & Nickel, Frankfurt.  
Die Illustrationen der Jules-Verne-Ausgabe sind die  
Holzstiche der ersten französischen Gesamtausgabe  
im Verlag Hetzel, Paris.  
[non-profit-ebook ohne Illustrationen, Anm. d. Sc.]  
Lizenzausgabe R. Löwit • Wiesbaden  
Gesamtherstellung: Mladinska Knjiga,  
Ljubljana, Jugoslawien

»Insel zu verkaufen, gegen Barzahlung, plus Unkosten und Kommission!« So rief, ohne Atem zu holen, der Auktionator Dean Felborg.

»Insel zu verkaufen, Insel zu verkaufen!« wiederholte der Gehilfe Gingrass lauthals und ruderte durch die Menschenmenge. Wirklich, eine große Menschenmenge, die sich im weiten Saal des Auktionshauses drängte, in Sacramento Street No. 10. Es zwängten sich nicht nur Amerikaner aus Kalifornien, Utah und Oregon durcheinander, auch einige Franzosen (die 1/6 der Bevölkerung ausmachten), auch Mexikaner, in malerische Ponchos gekleidet, Chinesen in seidenen Hosen und mit spitzen Hüten, Kanaken aus Ozeanien, sogar Schwarzfuß-, Dickbauch- und Plattkopf-Indianer traten sich gegenseitig auf die Füße. Das war in der Hauptstadt Kaliforniens, in San Franzisko, jedoch nicht mehr zur Zeit der Goldsucher, die zwischen 1848 und 1852 die Gegend unsicher gemacht hatten. Damals war Frisco ein einziger Bauplatz gewesen, eine riesige Herberge, in der die Abenteurer noch einmal ihren Schnaps tranken, bevor sie nach den Goldfeldern am Westabhang der Sierra Nevada aufbrachen.

Nein, 20 Jahre später war San Franzisko zu einer Stadt aufgeblüht, die den Städten der Westküste – Lima, Santiago und Valparaiso – tüchtig Konkurrenz machte.

Heute, am 15. Mai, war es recht kalt. Im Auktionssaal spürte man davon jedoch wenig. Die schrille Glocke des Ausrufers hatte eine übergroße Menge herbeigelockt, so daß zumindest im Saal Sommertemperatur herrschte.

Allerdings: fast niemand war erschienen, um eine Insel zu kaufen. Die meisten waren nur neugierig. Wer wollte

schon eine Insel im Stillen Ozean kaufen, die von der Regierung angeboten wurde?

»Eine Insel zu verkaufen!« Man lachte, keiner bot.

»Um keinen Preis!« rief ein Ire, der kaum die Pennies in der Tasche hatte, einen Strandkiesel zu bezahlen.

»6 Dollars per Acre!«

»Und bringt nicht  $\frac{1}{4}\%$  Gewinn ein!« lachte ein dicker Farmer, der sich in Grundstücksgeschäften auskannte.

»Eine Insel zu verkaufen, 120 km Umfang, 90 000 Hektar! Eine Insel mit jungfräulichem Wald, mit Hügeln, fetten Wiesen, klaren Bächen, ohne jedes schädliche Tier, ohne Raubzeug, ohne Reptilien. Vorwärts, Bürger, knöpft die Taschen auf, eine Insel in tadellosem Zustand, kaum gebraucht, 1 100 000 Dollar nur, fast geschenkt.«

»Legen Sie Ihre Insel wieder in den Kasten, ich will eine andere haben!«

Niemand bot auch nur  $\frac{1}{2}$  Dollar. Dabei sollte niemand die Katze im Sack kaufen. Der Auktionator hatte überall im Saal Karten verteilen lassen, auf denen die Insel in den schönsten Farben abgemalt war, außerdem war von dem geschäftstüchtigen Manager die Presse rechtzeitig unterrichtet worden. Unzählige Zeitungen, Groschenblätter und Monatshefte hatten seit Monaten die Vorzüge der Insel – für deren Verkauf sich der Kongreß entschieden hatte – angepriesen.

Die Insel Spencer, gelegen in Westsüdwest der Bai von San Franzisko ( $32^{\circ} 15'$  nördlicher Breite und  $142^{\circ} 18'$  westlicher Länge von Greenwich, 862 km Luftlinie von San Franzisko entfernt), gehörte allerdings nicht gerade zu den Inseln, die für die Schifffahrt eine Bedeutung haben. Sie liegt nämlich inmitten des sogenannten Fleurieuschen Beckens, einer Wasserfläche, die keine erkennbare Strömung zeigt. Die Seeleute aller Nationen fürchten sich vor diesem windstillen Gebiet. Die großen Straßen des Stillen

Ozeans, die die Neue Welt mit der Alten verbinden, verlaufen weit südlicher.

Für jemanden, der die Einsamkeit suchte, konnte diese Insel gewiß ein idealer Ort sein. Für einen freiwilligen Robinson wäre sie gewiß ideal, allerdings hätte er genügend Geld für den Preis haben müssen.

Warum verkauften die USA diese Insel? Die Union war doch gewöhnlich daran interessiert, ihren Einfluß überall in der Welt zu vergrößern. Die Antwort ist einfach: die Insel Spencer bot einfach nicht genügend militärisches Interesse. Sie als Strafkolonie einzurichten, wie mehrere Senatoren vorgeschlagen hatten, erschien zu unpraktisch und für den Handel war die Insel auch nicht zu gebrauchen. Also beschloß der Kongreß den Verkauf unter der Bedingung, daß der Käufer ein Amerikaner zu sein habe. Der Taxwert wurde auf 1 100 000 Dollar festgelegt. Für einen Konzern war das eine Kleinigkeit, aber ein Privatmann mußte schon reich sein, um sich ein Geschäft zu leisten, das ihm nicht ein einziges % Gewinn einbringen konnte. Außerdem war Barzahlung verlangt. Sollte ein Eigentümer gefunden werden, durfte er sich zum Präsidenten der Insel wählen lassen. Aber er konnte nicht König werden. Sollte er Mitbürger auf der Insel finden, so mußten sie ihn alle 7 Jahre wiederwählen. Diese Bedingungen schreckten manchen Millionär ab, der gern König geworden wäre. Kurz: es meldete sich niemand.

Der Auktionator wurde heiser, sein Gehilfe heiserer. Immer wieder hob sich der Hammer, aber er wurde nicht geschlagen.

»Garantieren Sie für goldhaltigen Alluvialboden?«

»Nein, aber der Staat überläßt dem Käufer alle Ansprüche auf mögliche Bodenfunde.«

»Gibt's wenigstens einen Vulkan?«

»Nein. Da würde die Insel teurer sein. 1 100 000 Dollar,

ich beginne also: zum ersten, zum zweiten ...«

Die Spannung in der Menge wurde unerträglich.

»Wenn niemand bietet, wird die Auktion aufgehoben,  
zum ersten, zum zweiten!«

»1 200 000 Dollar!« Mitten aus der Menge ertönten diese Worte wie Schüsse aus einem Colt.

Alles drehte sich nach dem mutigen Mann um.

Es war William W. Kolderup aus San Franzisko.



Es war einmal ein reicher Mann, der seine Millionen so zählte, wie andere Tausender. Das war William W. Kolderup. Man hielt ihn für reicher als den Herzog von Westminster, der eine Apanage von 800 000 Pfund erhält, und der 40 000 Mark am Tag verbrauchen kann, also etwa 28-29 Mark in der Sekunde. Reicher noch als Mackay, der 2 750 000 Pfund Rente hat, die ihm in der Sekunde mehr als 2 Mark abwerfen. Reicher war William W. Kolderup als Rothschild, als Vanderbilt, reicher als die mächtigsten Direktoren der Bankhäuser der Alten und der Neuen Welt. Ohne zu überlegen hätte er eine Million als Trinkgeld geben können, wie unsereins 10 Pfennig oder 1 Mark.

Den Grundstein zu seinem Vermögen hatte der ehrenwerte Spekulant auf den Goldfeldern Kaliforniens gelegt. Er war nämlich der Hauptgesellschafter des Schweizers Sutter gewesen, der 1848 die erste Goldader entdeckt hatte. Seit dieser Zeit war Kolderup an allen großen Unternehmungen beider Hemisphären beteiligt, wobei Glück und Intelligenz ihm halfen.

Er ernährte Hunderte von Fabriken, und sie ernährten ihn. Seine Schiffe exportierten seine Produkte über den ganzen Erdball. Sein Reichtum wuchs nicht nur in arithmetischer, sondern auch in geometrischer Progression.

Es hieß, er wisse überhaupt nicht mehr, wieviel Geld er habe. Natürlich wußte er es ganz genau.

Gegenwärtig besaß William W. Kolderup 2000 Büros auf dem ganzen Erdball, 84 000 Angestellte in Amerika, Europa und Australien, 300 000 Korrespondenten und 500 Seeschiffe. Er gab jährlich ungefähr 1 000 000 Dollar für Briefporto aus! Das Gebot Kolderups, der den Taxpreis

der Insel um 100 000 Dollar überboten hatte, war also durchaus ernst zu nehmen. Augenblicklich verstummten die Witzeleien im Saal, Ausrufe der Bewunderung waren zu hören und schließlich dröhnten donnernde Hurras durch den Saal.

Dem Höllenlärm folgte tiefste Stille. Würde es jemand wagen, gegen den Milliardär zu bieten? Gegen diesen großen Mann, der gutmütig, aber entschlossen blickte? Nein, hier war an Kampf nicht zu denken.

»1 200 000 Dollar werden hier geboten, bitte weitere Gebote!« rief der Auktionator.

Alle hielten den Atem an. Alle Herzen klopfen lauter.

Würde eine Stimme sich erheben und mehr bieten? William W. Kolderup stand unerschüttert, gleichmütig, als ginge ihn die Sache nichts an. Seine Nachbarn sahen jedoch, daß seine beiden Augen zwei mit Dollars geladenen und entscherten Pistolen glichen.

»Niemand bietet mehr?«

???

»Zum ersten, zum zweiten ...! So schlage ich zu, für 1 200 000 Dollar die Insel, wie sie steht und liegt, alles komplett. Für 1 200 000 die Insel Spencer.« Die rechte Hand des Auktionators hob sich, der elfenbeinerne Hammer schwebte – ein Schlag, und das Geschäft sollte perfekt sein. Das Publikum war so aufgeregt wie bei einer öffentlichen Lynchjustiz. Der Hammer zitterte leicht in der Hand des Auktionators. Doch bevor der trockene Schlag erfolgte, hörte man eine Stimme:

»1 300 000 Dollar!«

Ein allgemeines Raunen der Befriedigung ging durch die Reihen. Jetzt bekam man doch noch einen Wettkampf zu sehen. Wer war der unverschämte Kerl, der es wagte, William W. Kolderup zu trotzen?

Das war J. R. Taskinar aus Stockton.

J. R. Taskinar war reich, aber er war noch dicker. Er wog 490 Pfund. Beim letzten Kongreß der dicken Männer in Chicago erhielt er nur den zweiten Platz, was aber nur daran lag, daß man ihm nicht die Zeit gelassen hatte, sein Abendessen einzunehmen. Dadurch verlor er 10 Pfund.

Dieser Koloß, der nur eigens für ihn gebaute Stühle und Sessel benutzte, um seine enorme Persönlichkeit mit Zuversicht darauf plazieren zu können, wohnte in Stockton am San Joaquin.

Diese Stadt gehört zu den Industriemetropolen Kaliforniens, hier werden die Produkte der Minen im Süden verladen, und die Schiffe schaufeln hier den größten Anteil kalifornischen Weizens. Nicht allein die Ausbeutung der Bergwerke und der Getreidehandel hatten Taskinar zu einem reichen Mann gemacht, es strömte bildlich gesprochen – auch ein riesiger Fluß Petroleum durch seine Kassenschränke. Übrigens war Taskinar auch ein erfolgreicher Pokerspieler. Jedenfalls war er nicht gerade das, was man im Westen einen Ehrenmann nennt. Dazu ließ er seinen Colt etwas zu häufig sprechen.

Wie dem auch sei, Taskinar empfand einen speziellen Haß gegen William W. Kolderup. Er beneidete ihn wegen seines Vermögens, ärgerte sich über Kolderups gesellschaftliche Stellung, er verachtete ihn, wie ein dicker Mensch einen dünnen verachten kann. Es war nicht das erste Mal, daß der Spekulant aus Stockton dem Kapitalisten aus San Franzisko irgendein Geschäft gleichgültig, ob mit guten oder schlechten Aussichten – aus reiner Rivalität abzufragen versuchte. William Kolderup sah dies jedesmal nur mit Verachtung und Hohn.

Einen Erfolg konnte J. R. Taskinar seinem Gegner Kolderup nie vergeben. Bei den letzten Senatswahlen nämlich hatte Kolderup Taskinar geschlagen. Wie viele Dollars hatte Taskinar ausgegeben, um Journalisten, Beamte und

Wähler zu bestechen – es hatte nichts genützt! Kolderup war der reichere. Er saß jetzt im Senat von Sacramento.

Als J. R. Taskinar erfahren hatte, daß Kolderup plante, die Insel Spencer zu kaufen, hatte er gleich eine Möglichkeit zur Rache gesehen. Daß die Insel für ihn völlig ohne Nutzen sein mußte, war ihm völlig gleichgültig.

»1 300 000 Dollar« hatte J. R. Taskinar also gerufen.

»Der dicke Taskinar!« Der Name lief von Mund zu Mund. Hier drohte ein gewaltiger, mit Dollarexplosionen geführter Kampf auszubrechen und niemand wagte vorzusagen, welche Summen die beiden Geldschränke in die Schlacht werfen würden.

Wieder herrscht eine Totenstille, in der man eine Spinne ihr Netz hätte stricken hören können.

Da rief der Auktionator: »1 300 000 Dollar für die Insel Spencer!« William W. Kolderup hatte den Blick ein wenig gewendet, die Menge war zurückgewichen und so standen sich die beiden Rivalen gegenüber. Keiner wollte den Blick senken.

»1 400 000 Dollar.«

»1 500 000!«

»1 600 000!«

»1 700 000!«

Erinnerte dieser Kampf nicht an die beiden Fabrikherren in Glasgow, die miteinander gewettet hatten, wessen Fabrikschornstein höher gebaut werden könnte? Hier wurden freilich Goldbarren gestapelt!

»1 700 000 Dollar« rief der Auktionator, »das ist nicht zuviel!«

»1 800 000!«

»1 900 000!«

»2 000 000!« rief William W. Kolderup mit entschlossenem Gesicht.

J. R. Taskinar kam hingegen in Hitze, sein Gesicht glich

jetzt einem auf Rot gestellten Signal der South-Pacific-Railways. Sein Gegner kümmerte sich natürlich nicht um dieses Signal, sondern gab mehr Dampf.

J. R. Taskinar fühlte das. Zwischen den fleischigen, mit kostbaren Brillantringen überladenen Fingern drehte er an der ungeheuren goldenen Panzerkette, an der seine Uhr hing.

Er fixierte seinen Gegner, schloß dann die Augen, die er gleich wieder haßerfüllt aufriß: »2 500 000!« schleuderte er ihm entgegen, in der Hoffnung, den Rivalen durch diesen Sprung nach vorn zu erledigen.

»2 700 000!« antwortete Kolderup mit Seelenruhe.

»2 900 000!«

»3 000 000!«

Ja, William W. Kolderup aus San Franzisko wagte es!

Noch zögerte Dean Felborg mit dem Zuschlag. Vor Aufregung konnte er sich kaum noch auf den Beinen halten. Alle Blicke hingen an J. R. Taskinar. Jetzt empfand seine voluminöse Persönlichkeit ihr eigenes Gewicht, mehr noch allerdings die Last der 3 Millionen Dollar. Mit leiser, zitternder Stimme sagte er:

»3 500 000!«

»4 000 000!«

Das war der letzte Keulenschlag. J. R. Taskinar sank wie ein gefällter Ochse zu Boden, der Hammer traf mit trockenem Schlag den Marmor des Pultes.

»Ich werde mich rächen!« flüsterte der gestürzte J. R. Taskinar. Und darauf wurde er in das Occidental-Hotel abgeschleppt. William W. Kolderup hingegen wurde von der begeisterten Menge unter dreifachem Hipp-Hurrah zu seinem Haus in der Montgomery Street gebracht. Einige vergaßen sich sogar soweit, den Yankee Doodle zu singen.

William W. Kolderup war in seinen Palast in der Montgomery Street zurückgekehrt. Diese Straße ist die vornehmste in San Franzisko, so vornehm wie die Regent Street oder der Broadway, weit vornehmer als der Jungfernstieg oder der Kurfürstendamm. Hier flutet überall das Leben, hier ist Bewegung: Pferdebahnen, Kutschen und Wagen, von Pferden und Mauleseln gezogen, geschäftstüchtige Bankiers drängen sich auf dem Trottoir, Gouvernanten und Gammler warten vor den Schaufenstern und zahlreiche Trinker zwingen sich durch die Türen der Bars, in denen kalifornisches Weizenbier ausgeschenkt wird.

Es ist unnütz, den Palast des Nabobs von San Franzisko zu beschreiben. William W. Kolderup besaß weit mehr Millionen als guten Geschmack. Man kann eben nicht alles gleichzeitig haben. Jedenfalls gab es einen großen Salon, in dem ein ganz kleines Klavier stand, dessen Akkorde eben durch die gefilterte Atmosphäre des Palastes zitterten, als der steinreiche Mann eintrat.

William W. Kolderup schritt in sein Büro, um das kleine Geschäft über die Insel Spencer endgültig zu ordnen. Es genügte, daß er einige Wertpapiere aus dem Safe nahm, sie seinem Kassierer mit einigen erklärenden Zeilen übergab – und alles war erledigt. William W. Kolderup hatte jetzt ein anderes Geschäft im Sinn. Er und Sie! Godfrey und Phina! Sie waren jetzt im Salon, sie über das Piano gebeugt, er halb ausgestreckt auf einem Sofa. Nur halb lauschte er auf die Notenperlen, die unter den Fingern des reizenden Mädchens hervorgingen.

»Hörst du überhaupt zu?«

»Natürlich, noch nie habe ich Strauß so gut gespielt ge-

hört!«

»Das ist doch nicht Strauß, das ist die Mondscheinsonate!«

»Dann habe ich mich eben getäuscht!« sagte Godfrey mit der gleichgültigsten Miene San Franziskos.

Das junge Mädchen hob die Hände und hielt die Finger einen Augenblick gespreizt über dem Klavier, als sollten sie wieder herabsinken, um einen Akkord zu greifen.

Dann drehte sie sich auf ihrem Klavierhocker um und sah dem schweigsamen Godfrey ins Gesicht. Er wich ihrem Blick aus.

Phina Halloney war das Patenkind William W. Kolderups. Er hatte ihre Erziehung bezahlt und nun betrachtete er sie als seine Tochter.

Phina war auf ihre Art ein hübsches Mädchen, eine Blondine von 16 Jahren, leidenschaftlich wie eine Brünette, was man ihren blauen Augen leicht ansehen konnte. In der amerikanischen Gesellschaft werden derartige Mädchen unweigerlich mit der Lilie verglichen, sie war also eine Lilie, doch nicht auf schwankendem, sondern auf solidem Stengel prunkte sie. Sicherlich verfügte sie über ein gewisses Temperament, mehr aber noch über praktischen Sinn, Verstand und Selbstbewußtsein. Träume – sie sind schön, wenn man schläft, nicht, wenn man wach ist. Und Phina – sie schlief in dieser Minute nicht und sie dachte auch nicht daran, zu schlafen.

»Godfrey??«

»Phina?«

»Woran denkst du jetzt?«

»An dich?«

»Nein, gewiß nicht, du denkst an das Meer!«

Phinas Hand verirrte sich jetzt in den Tasten und eine Reihe verminderter Septimen, deren trauriger Klang deutlich genug sprach, ertönte, unverstanden von Godfrey.

Godfrey war der Neffe William W. Kolderups. Elternlos wie Phina, war er ebenfalls im Haus des Millionärs aufgewachsen. Er war jetzt 23 Jahre alt. Nach seinem Studium hatte er nichts weiter getan als sich vergnügt.

Er war übrigens ein junger Mann von vornehmer Eleganz, trug nie kurze Hosen und allzubunte Krawatten, auch zierte er seine Finger nicht mit riesigen Juwelringen, wie es seine Landsleute zu tun lieben.

William W. Kolderup hatte mehrere Gründe, eine Heirat der beiden zu fördern:

1. vor vielen Jahren hatte er beiden je ein Konto auf einer seiner Banken eingerichtet. Bei einer Heirat bliebe das Geld in der Familie;
2. die beiden gefielen einander;
3. würden die beiden in seinem Haus bleiben, in dem der Millionär nicht gern einsam sein wollte.

Allerdings gab es einen Punkt, der gegen diese Heirat sprach.

Godfrey nämlich fühlte sich noch nicht reif zum Heiraten. Der Onkel hatte versäumt, ihn rechtzeitig aufzuklären.

Nach Beendigung seiner Studien fühlte Godfrey einen berechtigten Überdruß an der Gesellschaft, dem er zu begegnen hoffte durch eine große Reise. Er plante eine Weltreise. Von der Alten und der Neuen Welt kannte er wirklich nur San Franzisko und er ahnte, daß es noch mehr Sehenswürdigkeiten auf der Erde geben müsse.

Was ist ein Amerikaner schon, wert, der nicht mehrmals um die Erde gereist ist?

Godfrey hatte eine Unmenge von Reisebüchern gelesen, er hatte mit Marco Polo das Himmlische Reich, mit Kolumbus Amerika, mit Cook den Stillen Ozean, mit Dumont d'Urville die Umgebung des Südpols entdeckt. Er träumte von einer Forschungsreise, von Überfällen malayischer Piraten, von Schiffskollisionen im Nebel, von



einer Strandung an öder Küste. Robinson! Wer wollte nicht schon einmal ein Robinson werden? Diese Gedanken wälzte Godfrey gerade, als sein Onkel ihn in das Ehejoch schmieden wollte. Konnte er mit Phina reisen? Unmöglich, er mußte seine Abenteuer allein bestehen.

Erst nach einer Weltreise wollte er den Ehevertrag unterzeichnen. Kann ein Mann überhaupt das Glück eines weiblichen Wesens gewährleisten, wenn er vorher nicht wenigstens in Japan oder China, zum mindesten aber in Europa gewesen ist? Nein!

Phina hatte diese Problematik erkannt und ihr praktischer Sinn sagte ihr, es sei besser, Godfrey reise jetzt allein, als nach der Hochzeit.

William W. Kolderup erschien nun in der Tür, geschäftstüchtig wie immer: »Wir müssen nun ein Datum festsetzen!«

»?«

»Das Datum eurer Hochzeit, meine lieben Kinder! Der früheste Termin ist mir gerade recht!«

»Lieber Onkel, Godfrey möchte weit lieber den Tag seiner Abreise festsetzen.«

»Abreise?«

»Ja, Godfrey möchte sich, bevor er mich heiratet, die Welt ein wenig ansehen.«

»Donnerschlag!«

»Ja, Onkel«, sagte jetzt Godfrey mutig, »höchstens ein bis zwei Jährchen. Vorausgesetzt, daß Phina auf mich wartet!«

»Das ist ein Verlobter, der vor der Heirat wegrennt!«

»Onkel, er hat recht«, sagte das junge Mädchen. »Ich bin ja (bei Licht besehen) noch sehr jung und Godfrey braucht auch noch etwas Erfahrung. Durch eine Reise wird er etwas altern. Ist er erst einmal draußen, wird er sich bald nach Ruhe sehnen, und die findet er dann bei mir.«

»Du willst ihn also gehen lassen? Du willst warten?«

»2 Jahre und nicht länger.«

Phinas Hände klimperten wieder auf der Tastatur, diesmal den beliebten Schlager der Saison: »Verlobter, komm bald wieder!«

»OK«, stieß William W. Kolderup zwischen den Zähnen hervor. »Wann willst du abreisen?«

Phina hörte unwillkürlich mit ihrem Spiel auf.

»So schnell wie möglich.«

Onkel William legte Phina die Hand auf die Schulter.

»Meine Tochter, man darf nicht mitten im Stück aufhören!«, und mit seinen dicken Fingern vollendete er das Spiel. »Plim, plim, pleng.«

Wenn T. Artelett Franzose gewesen wäre, hätten ihn seine Landsleute ganz gewiß Tartelett genannt. Und da der Name auf ihn paßt, wird er hier auch so heißen. Im übrigen hätte Tartelett ganz gut ein Franzose sein können. Chateaubriand erwähnt in seiner »Reise von Paris nach Jerusalem« ein kleines Männchen, »gepudert und frisiert wie in alter Zeit«, mit apfelgrünem Rock, halbwoollener Weste, Jabot und Manschetten aus Mousseline, das auf einer kleinen Geige kratzte und den Irokesen Menuette beibrachte.

Tartelett war Tanz- und Anstandslehrer zwar nicht bei den Irokesen, aber bei den Kaliforniern. Er bekam für seinen Unterricht keine Bärenschinken und Biberfelle, sondern harte Dollars. Wenn er seine Schüler nicht mit »Meine Herren Wilden« und »meine geehrten wilden Damen« anredete, dann nur, weil er die Eltern seiner Eleven bereits gut erzogen hatte.

Tartelett war Junggeselle und zählte 45 Jahre. Vor mehreren Jahrzehnten hätte er sich beinahe einmal mit einer ehrsamem Jungfrau in reiferem Alter verheiratet.

Damals hatte er für seine Schwiegereltern eine Personenbeschreibung zu Papier bringen müssen, die hier wiedergegeben wird, so daß sie eine weitere Beschreibung Tarteletts überflüssig macht:

*T. Artelett, geb. am 17. Juli 1835,  $\frac{1}{4}$  4 Uhr morgens.*

*Größe: 1 Meter, 76 Zentimeter, 3 Millimeter.*

*Umfang über den Hüften: 40 Zentimeter, 4 Millimeter.*

*Gewicht: 141 Pfund, 1 Gramm.*

*Kopfform: länglich.*

*Haare: über der Stirn dünn, bräunlich; Stirn hoch.*

*Gesicht: oval. Teint: blühend.*

*Augen: scharf, grau; Wimpern und Brauen: hellbraun; die Lider liegen etwas tief eingebettet unter dem Augenbrauenbogen.*

*Nase: mittelgroß, nahe dem Ende des linken Nasenloches durch einen Riß etwas gespalten.*

*Schläfe und Wangen: platt und bartlos.*

*Ohren: groß und platt anliegend.*

*Mund: mittelgroß, gute Zähne. Die fest geschlossenen Lippen sind von einem Schnurrbart überdeckt, Kinn von einem mehrfarbigen Bart beschattet.*

Sollte man Tartelett in der Badewanne antreffen, könnte man sehen, daß er eine weiße Haut hat.

Seine Existenz ist ruhig und geregelt. Raucht nicht und trinkt nicht. Trinkt keinen Kaffee. Leichtes Bier und Himbeersaft sind die einzigen Getränke, die er zu sich nimmt.

Sein Benehmen ist gut, der Charakter frei und offen.

Wenn er bisher noch nicht geheiratet hat, dann nur aus Furcht, eine Frau unglücklich zu machen. Eine Zimmerwirtin hat er bisher jedoch noch nie unglücklich gemacht.

Soweit die Beschreibung Tarteletts, die für eine Jungfrau in gewissem Alter nicht ohne Reiz gewesen sein mag.

Aber leider zerschlug sich das Projekt und Tartelett blieb unbeweibt.

Im Palast des William W. Kolderup wurde er allmählich zum Mobiliar gezählt. Er war ja auch ein kreuzbraver Mann. Man gewöhnte sich an ihn. Er liebte Godfrey und Phina und es war sein einziger Ehrgeiz, die beiden gesellschaftsfähig zu machen.

William W. Kolderup hatte nun beschlossen, Tartelett als Reisebegleiter für Godfrey zu engagieren. Am 16. Mai ließ er Tartelett in sein Büro bitten.

Eine Bitte des Millionärs war für Tartelett ein Befehl. Der Professor der Tanzkunst verließ sein Zimmer, ausgerüstet mit seiner kleinen Geige, um für jede Gelegenheit

gerüstet zu sein. Mit akademisch gesetzten Füßen, wie es ihm zukam, schwebte er die breite Treppe des Palastes hinunter, klopfte mit angemessener Zurückhaltung an die Bürotür. Noch auf der Schwelle blieb er in der sogenannten 1. Position stehen: mit halb vorgebeugtem Rumpf, gerundeten Ellenbogen, lächelnd, die Füße voreinander gekreuzt, so daß die Fersen sich berührten und die Spitzen nach außen zeigten.

Jeder andere wäre in dieser Stellung bei dem leichtesten Luftzug umgekippt. Nicht so Tartelett.

»Mr. Tartelett, ich habe Sie rufen lassen, um Ihnen eine Neuigkeit mitzuteilen, die Sie nicht überraschen dürfte.«

Bückling Tarteletts.

»Die Hochzeit meines Neffen ist um 18 Monate verschoben worden. Godfrey wird auf eigenen Wunsch um die Welt reisen.«

Bückling Tarteletts.

»Sicherlich fällt es Ihnen schwer, sich von Ihrem Schüler zu trennen?«

»O, ganz gewiß!«

»OK, dann scheint es das beste, wenn Sie einfach mitfahren. Sie werden meinen Neffen begleiten.«

»??«

Tartelett stotterte sprachlos. Niemals war ihm der Gedanke gekommen, er könnte San Franzisko, Kalifornien und Amerika verlassen. Sein Fach war die Choreographie und nicht die Geographie! Nun sollte er seinem Vaterland den Rücken kehren, sollte übers Meer gehen! Tartelett konnte ein leichtes Zittern in seinen Knien nicht vermeiden.

»Vielleicht bin ich ... nicht geeignet!« murmelte er und versuchte, sein Lächeln wiederzufinden.

»Das wird sich geben«, rief William W. Kolderup und hieb dem Tanzlehrer kräftig auf die Schulter.

»Und wann soll diese Reise losgehen?«

»In einem Monat!«

»Und auf welches sturmbewegte Meer werden mein Schüler und ich hinausgesandt?«

»Zuerst einmal auf den Stillen Ozean!«

»Und wo werden wir zuerst landen?«

»In Neuseeland. Die Neuseeländer halten die Ellenbogen sehr steif und eckig, da gibt's etwas zu tun für Sie!«

Der Millionär schnippte mit den Fingern, ein Zeichen für das Ende der Audienz. Tartelett, ganz benommen, vergaß zum ersten Mal in seinem Leben die elementarsten Vorschriften seiner Kunst: er wandte dem Millionär den Rücken und wankte hinaus.

Godfrey war begeistert. Professor Tartelett, der gewöhnlich fest auf den Beinen stand, hatte jedoch das Gleichgewicht verloren. Er schwankte über das Parkett seines Zimmers, als wäre er bereits an Bord eines Dampfers, dessen Schlingern und Stoßen ihn umherwarf. William W. Kolderup war, seit der Entschluß gefaßt war, wenig gesprächig. Seine geschlossenen Lippen und seine halb unter den Lidern versteckten Augen verrieten, daß er einer fixen Idee nachhing. »Du willst also reisen« – murmelte er – »dann sollst du auch reisen!«

Natürlich wurden alle Vorbereitungen sofort getroffen.

Sollte Godfrey nach Süden, nach dem Westen oder Osten abgehen? Sollte er nach Süden fahren, würde der *Panama to California and British Columbia-Gesellschaft* die Passage zufallen. Wollte er nach Osten, so konnte die Pacific Railways ihn in wenigen Tagen nach New York führen, von wo aus die *Cunard-Line*, die *Hamburg-Amerika-Linie* oder der *Norddeutsche Lloyd* oder die *Transatlantique française* die Küsten der Alten Welt anliefen. In Richtung Westen gab es eine regelmäßige Verbindung der *Steam Transoceanic Golden Age* nach Melbourne. Es fehlte also keineswegs an Beförderungsmitteln. Die Präzision der Fahrpläne hätte es ohne weiteres gestattet, eine Spazierfahrt um die Welt zusammenzustellen, so bequem wie die Reise eines Ballonfahrers.

Aber es sollte anders kommen. William W. Kolderup besaß selbst eine große Flotte und es wurde beschlossen, einen Dampfer für den Neffen des Mr. Kolderup »zur Verfügung zu stellen«. Daraufhin wurde sofort die *Dream*, ein solider Dampfer von 600 t mit 200 PS, ausgerüstet. Chef

dieses Dampfers war Käpt'n Turcotte, ein Seebär, der alle Breiten und Tiefen der Meere kannte.

50 Jahre alt, war er 40 davon zur See gefahren und Tornados, Taifune und Zyklone erschreckten ihn nicht. Sein Schiff vor den Wind zu legen und dem Orkan die Stirn zu bieten, das war für diesen Seehelden eine Selbstverständlichkeit, der nie an etwas anderem gelitten hatte als an der Landkrankheit. Im Hafen konnte Kapitän Turcotte nie lange verweilen. Sein Gang hatte sich durch das ewige Schwanken des Schiffes so verändert, daß er auch auf dem Festland nach rechts und links wankte, nach vor- und rückwärts balancierte.

Ferner befanden sich an Bord ein 2. Offizier, 1 Maschinist, 4 Heizer und 12 Matrosen, im ganzen 18 Personen.

Zwar machte die *Dream* nur 18 Seemeilen in der Stunde, dafür hatte sie jedoch andere nautische Eigenschaften, die diesen Nachteil wieder ausglich. Konnte die *Dream* bei schwerem Wetter auch die Wellen nicht überholen, so liefen doch die Wellen nicht über sie hinweg. Außerdem war die *Dream* als Schoner getakelt, so daß bei günstigem Wind das Segelzeug der Dampfkraft zu Hilfe kommen konnte.

Natürlich hatte William W. Kolderup die *Dream* nicht zu einer bloßen Vergnügungsfahrt bereitgestellt. Er war ein viel zu praktischer Mann, um aus einer Fahrt von 1500-1600 Seemeilen über alle Meere nicht Gewinn zu ziehen. Das Schiff sollte ohne Ladung abgehen (wobei der nötige Tiefgang durch das Fluten gewisser Wassertanks erreicht wurde). Unterwegs sollte die *Dream* Ladung aufnehmen und die verschiedenen Handelsniederlassungen der Firma Kolderup besuchen. So entstanden tatsächlich überhaupt keine Kosten und Godfreys Fantasie kostete die Kasse des Onkels auch nicht einen Dollar.

All das wurde in langen und geheimen Verhandlungen



zwischen William W. Kolderup und Kapitän Turcotte festgelegt. Es hatte jedoch den Anschein, als seien diese Angelegenheiten nicht einfach zu regeln, denn Kapitän Turcotte war ziemlich häufig bei seinem Chef, und ein aufmerksamer Beobachter hätte feststellen können, daß der Kapitän nach jeder Unterredung mit gesträubten Haaren aus dem Büro wankte, und man hätte manchmal sogar heftige Stimmen durch die Ledertür hören können, Tatsachen, die beweisen konnten, daß die Sitzungen nicht ohne Sturm abliefen.

Nach 8 Tagen schienen die Verhandlungen zu einem Ende gekommen zu sein, wenn auch der Kapitän mehr als einmal mit den Zähnen knirschte: »Soll mich der erste beste Walfisch seiner Großmutter zum Fraß vorwerfen, wenn ich je geahnt hätte, auf welchen Blödsinn ich mich hier einlasse!«

Unterdessen war die *Dream* neu gestrichen worden und der Proviant wurde an Bord geschafft. Die Takelage war in bestem Zustand, die Maschine so gut wie neu, der Kessel überprüft. Für alle Fälle wurde eine Dampfbarkasse mit an Bord genommen, die eine Verbindung mit unzugänglichen Küsten erleichtern sollte.

Am 11. Juni war alles soweit, man konnte jeden Augenblick in See stechen. Die von Kapitän Turcotte angeheuerte Mannschaft war so gut wie selten eine in San Franzisko. Eine ganze Herde lebender Tiere, Schweine, Schafe, Ziegen, Hühner und Hähne bewohnten das Zwischendeck. Außerdem waren noch erstklassige Konserven gekauft worden.

Die Reiseroute sah als erste Station Auckland, die Hauptstadt von Neuseeland vor, sollten nicht Kohlenmangel oder Windstille es nötig machen, einen der Archipele des Stillen Ozeans anzulaufen. Vor der Abreise war nur noch eine kleine Formalität zu erledigen – es mußten noch

einige Fotografien angefertigt werden. Ein Verlobter kann sich billigerweise nicht empfehlen, ohne ein Foto der Geliebten mitzunehmen und eines dazulassen.

Godfrey begab sich also im Tropenanzug zur Firma Stephenson & Cie in der Montgomery Street, und Phina zog ihr Konfirmationskleid an und ließ ihr etwas trauriges Gesicht auf eine fotografische Platte bannen.

Auch Tartelett hatte daran gedacht – obwohl nicht verlobt – sein Bild zu verewigen. Aber dem Talent des Fotografen wollte es nicht gelingen, ein einigermaßen befriedigendes Negativ zu fertigen. Immer zeigte die Platte einen konfusen Nebel dort, wo eigentlich das Gesicht Tarteletts hätte zu sehen sein müssen. Er war nämlich durch nichts dazu zu bringen, auch nur den Bruchteil einer Sekunde still zu halten, trotz aller Ermahnungen des Operators. Man versuchte alles, empfindlichen Film, Momentaufnahmen – vergeblich. Die Nachwelt mußte also auf die Überlieferung der Züge des bedeutenden Tanzpädagogen verzichten.

Am 11. Juni war endlich alles parat. Die *Dream* brauchte nur die Anker zu lichten, die Papiere, Frachtbriefe, Verträge, Versicherungspolice waren in Ordnung. Am Morgen dieses Tages fand im Hause William W. Kolderups ein festliches Frühstück statt, wobei Godfrey und Tartelett ihre Aufregung in mehreren Gläsern Champagner zu ertränken suchten. Beinahe hätte Tartelett vergessen, seine kleine Geige mit an Bord zu nehmen. Alle sagten sich Lebewohl.

»Adieu! Godfrey!«

»Adieu! Phina!«

Die Schraube begann zu arbeiten und der Steamer kam gemächlich vom Quai ab. Taschentücher wedelten.

Bald war die Bay von San Franzisko durchmessen, die *Dream* glitt die Straße von Golden Gate entlang und endlich war der Stille Ozean ringsum.

Die Reise hatte also angefangen. Und das wird niemanden wundern. Professor Tartelett wiederholte dreimal am Tag seine Klage: »Eine Reise fängt immer an, aber wie sie aufhört, das ist wichtig!« Godfrey bewohnte eine Kabine im Heck der *Dream*, am hinteren Salon, der als Eßzimmer diente. Diese Kabine war wirklich bequem und elegant möbliert. Am hellsten Platz hatte Godfrey die Fotografie Phinas aufgestellt. Ein etwas schmales Lager, ein Waschtisch, einige Schränke, ein Schreibtisch und einige Regale bildeten das Meublement, mit dem Godfrey zufrieden sein, konnte. Unter diesen Verhältnissen wäre er gern 23mal um die Erde gereist.

Tartelett befand sich nicht in so rosenroter Stimmung.

Seine Kabine kam ihm eng und ungemütlich vor, konnte er doch seine täglichen Übungen kaum darin vornehmen.

Die Mahlzeiten wurden gemeinschaftlich eingenommen, Godfrey und Tartelett saßen sich gegenüber, der Kapitän und der 2. Offizier nahmen die anderen Seiten des Tisches ein. Der Tisch war übrigens mit einer Leiste umschlagen, die bei höherem Seegang das Herunterfallen des Geschirrs verhindern sollte. Man kann sich vorstellen, daß Tarteletts Platz hier häufig leer blieb.

In zwei Tagen Fahrt auf ruhiger See ereignete sich nichts Außergewöhnliches. Es verwunderte nur, daß der Kapitän trotz der guten Wetterlage eine gewisse Besorgnis nicht verbergen konnte. Jeden Tag, wenn die Sonne durch den Meridian ging, bestimmte er die Position des Schiffes. Auffallend war, daß er nach dieser Beschäftigung immer den 2. Offizier in seine Kabine kommen ließ, wo er mit ihm im Flüsterton verhandelte. Godfrey bemerkte hiervon

zwar so gut wie nichts, die Matrosen aber wunderten sich. Sie staunten um so mehr, als sie beobachten konnten, daß die *Dream* in der Nacht mehrmals ihren ursprünglichen Kurs erheblich geändert hatte, den sie erst am Tage wieder einschlug. Bei einem Segelschiff wären derartige Abweichungen erklärlich gewesen, nicht aber bei einem Dampfer.

Am 12. Juni ereignete sich ein Zwischenfall.

Kapitän Turcotte, der 2. Offizier und Godfrey saßen gerade beim Frühstück. Da hörten sie ein lautes Geräusch an Deck. Fast gleichzeitig erschien der Obersteuermann in der Tür des Salons.

»Kapitän!«

»Was gibt's denn, kann man denn nicht in Ruhe frühstücken?«

»Hier ist ein Chinese gefunden worden!«

»Ein Chinese?«

»Ja, wir haben ihn unten im Laderaum gefunden!«

»Himmelsapperschietundmöwendreck, werft ihn ins Meer!«

»All right!« sagte der Obersteuermann und tippte an die Mütze.

Bei dem allgemeinen Haß, den die Kalifornier gewöhnlich gegen die Söhne des Himmels empfinden, hatte sich der Seemann überhaupt nicht über diesen Befehl des Kapitäns gewundert. Kapitän Turcotte und Godfrey hatten sich erhoben, sie traten aus dem Salon und begaben sich zum Vorderdeck. Wirklich, da wand sich in den starken Armen einiger Matrosen ein Chinese, den man einige kräftige Stöße spüren ließ.

Es war ein Mann von ungefähr 35 bis 40 Jahren, mit intelligentem runden Gesicht, das nur durch den langen Aufenthalt im Lagerraum etwas bleich geworden war.

Kapitän Turcotte bedeutete den Matrosen, den Mann

loszulassen.

»Wer bist du?«

»Ein Sohn der Sonne.«

»Und wie nennst du dich?«

»Seng Vou, das heißt, der, der nicht lebt.«

»Und was machst du hier an Bord.«

»Ich fahre über See, aber so, daß ich Ihnen nicht die geringste Beschwerde mache.«

»So. Und wohin soll die Reise gehen?«

»Nach China, wenn's möglich ist.«

»Und wenn ich nicht will und dich bitte, von hier aus nach China zu schwimmen?«

»Dann würde ich den Versuch machen, obwohl ich vielleicht unterwegs untergehen würde.«

»Dann wollen wir es mal ausprobieren!«

Jetzt mischte sich Godfrey in das Gespräch. »Kapitän, ein Chinese an Bord, das heißt ein Chinese weniger in San Franzisko.«

»Wo es ja wirklich zuviel gibt!«

»Meinetwegen. Wir werden ihn einfach beim Passieren der Küste von Shanghai über Bord werfen, dann ist das Problem gelöst.«

Godfrey sprach hier als echter Kalifornier. Denn in diesem Landstrich empfindet man die chinesische Bevölkerung aus irgendwelchen Gründen als Gefahr. Man spricht geradezu von einer »gelben Pest«, der man mit allerlei Gesetzen zu Leibe rücken will.

Zu jener Zeit zählte man in Kalifornien ungefähr 50 000 Kinder des Himmlischen Reiches. Sie alle waren fleißige Arbeiter, die besonders als Goldwäscher unermüdlich waren. Sie lebten von einigen Händen Reis, etwas Tee und einer Pfeife Opium – und die einheimischen Arbeiter waren hierüber nicht begeistert. Schließlich pferchte man die Chinesen wie die Neger und die Indianer in eigene Ghet-

tos, in denen sie an ihren alten Sitten und Gebräuchen festhielten.

In San Franzisko findet sich dieses Ghetto in der Gegend der Sacramento Street, die von den merkwürdigen Fahnen und Laternen fast verstopft scheint. Hier trifft man die Chinesen zu Tausenden in ihren seidenen Gewändern, mit konischen Hüten und spitzen Schuhen. Hier leben sie, meist als Gewürzkrämer oder Wäscher, als Kellner oder Köche. Seng Vou gehörte jedoch einer der Theatertruppen an, die in San Franzisko chinesische Theaterstücke aufführen. Er war als 1. Komiker einer derartigen Truppe angestellt. Ein europäischer Besucher dieser Theater hätte ihn jedoch nicht von den Tragöden unterscheiden können, denn im chinesischen Theater sind die Komiker gleichermaßen ernsthaft wie die Helden. Der amerikanische Schriftsteller Bret Harte konnte also mit Recht sagen, er habe nie einen chinesischen Schauspieler lachen sehen. Allerdings sprach Hart nicht Chinesisch.

Seng Vou hatte als Komiker großen Erfolg, doch wenig Geld. Nach Schluß der Saison hatte er beschlossen, sein Vaterland nicht erst als Leiche wiederzusehen. Also hatte er sich heimlich auf die *Dream* geschlichen. Nun mußte man ihn schon dulden. Er fiel aber auch niemandem mehr auf, er machte sich geradezu unsichtbar. Den Matrosen ging er aus dem Weg und er ernährte sich von seinen eigenen Vorräten. Übrigens war er so mager, daß sein Gewicht die Fahrt überhaupt nicht beeinflusste. Seng Vou kostete William W. Kolderup nicht einen Cent.

»Warum will er ausgerechnet nach Shanghai?« sagte der Kapitän eines Tages zu seinem 2. Offizier.

»Das ist wirklich ärgerlich!« antwortete der. Und niemand verstand den Sinn dieser Bemerkung.

An den folgenden Tagen, am 13., 14. und 15. Juni, fiel das Barometer langsam und stetig. Die Brise frischte kräftig auf und lief nach Südwesten um. Damit bekam die *Dream* Gegenwind und mußte nun gegen die groben Wellen ankämpfen, die sie von vorn trafen. Die Segel wurden gerefft und nur die Schraube arbeitete weiter, in mäßiger Geschwindigkeit, um die Maschine nicht zu beschädigen. Godfrey ließ sich durch die heftigen Schwankungen des Schiffes nicht stören, er behielt seine gute Laune. Tartelett hingegen seufzte nur noch »Luft, Luft«, und bei jedem Rollen des Schiffes wankte er von einem Bord zum anderen, bei jedem Schlingern wurde er vom Vorderdeck zum Hinterdeck geworfen, wobei er Bewegungen vollführte, die auch in der modernen Choreographie als ungewöhnlich bezeichnet worden wären.

»Wird dieses Sauwetter noch lange dauern?« fragte er mindestens 29mal am Tag den Kapitän.

»Auf dem Barometer geht's rund!« spuckte der Kapitän aus.

»Und das wagt sich Stiller Ozean zu nennen!«

Tartelett war nicht nur seekrank, er fürchtete sich auch vor den gewaltigen schäumenden Wellenbergen, die sich an der Bordwand der *Dream* brachen. Wie ein Korken wurde der Dampfer umhergetragen. »Dieses Schiff muß kentern!« rief er mit glanzlosen Augen seinem Schüler zu.

»Unsinn, dieses Schiff besitzt alle Vorbedingungen zum Schwimmen!«

»Nein. Es geht bestimmt unter!«

Mit diesen Worten hatte Tartelett seinen Rettungsgürtel umgeschnallt. Nicht für Geld noch Liebe hätte er sich von

ihm getrennt, er trug ihn Tag und Nacht. Und wenn das Meer einen Augenblick Kühe gab, dann pustete Tartelett den Gürtel schnell wieder ein bißchen auf.

Das Wetter wurde tatsächlich immer schlechter. Bei den gewaltigen Niveauveränderungen des Wassers blieb es nicht aus, daß die Schraube einmal im Wasser und ein anderes Mal über dem Wasser arbeitete. In den Wellen traf die Schraube auf einen gewaltigen Widerstand, in der Luft sauste sie um ihre Achse mit einer Schnelligkeit, daß die Maschine auseinanderzufallen drohte. Inzwischen hatte Godfrey verwundert bemerkt, daß in den Nächten das Stampfen des Schiffes bedeutend milder erschien. Sollte der Wind sich in der Nacht beruhigen? Die Sache wurde so auffallend, daß Godfrey sich in der Nacht vom 21. zum 22. Juni selbst überzeugen wollte.

Der Tag war sehr schlecht gewesen, der Wind hatte zugenommen und es sah nicht danach aus, als würde er sich bald legen. Godfrey stand also nach Mitternacht auf, zog sich warm an und stieg an Deck. Am Bug lugte der wachhabende Matrose in die Finsternis voraus. Kapitän Turcotte war auf der Kommandobrücke.

Die Heftigkeit des Windes hatte sich offenbar nicht verändert, doch erschien der Stoß der Wellen, die der Vordersteven der *Dream* durchschneiden mußte, erheblich schwächer. Godfrey bemerkte, als er nach dem von schwarzen Rauchwolken umhüllten Schornstein sah, daß die Rauchsäule statt von vorn nach hinten sich im Gegenteil von hinten nach vorn wälzte, also die gleiche Richtung wie das Schiff einhielt. Sollte der Wind umgeschlagen haben? Erfreut über diese Wahrnehmung trat er auf die Kommandobrücke.

»Kapitän!« Der hatte, da er einen dicken Südwester trug, das Kommen Godfreys nicht gehört. Als er ihn schließlich bemerkte, war er nicht gerade begeistert. »Sie hier, was



suchen Sie hier auf der Brücke?«

»Hat der Wind sich gedreht?«

»Nein, ich fürchte, er wird sich zu einem Sturm auswachsen!«

»Und doch haben wir jetzt den Wind von rückwärts!«

»Ja, das ist so ... also tatsächlich ... naja, um die Sicherheit des Schiffes nicht zu gefährden, habe ich mich gezwungen gesehen, vor dem Wind zu laufen. Wir haben gewendet.«

»Aber das verzögert unsere Reise, Kapitän!«

»Gewiß, sehr unangenehm. Aber ich verspreche Ihnen, wir werden bald wieder unseren alten Kurs einnehmen. Bitte, gehen Sie zurück in Ihre Kabine und schlafen Sie.«

Und das tat Godfrey auch.

Am folgenden Morgen hatte die *Dream*, obwohl der Wind nicht merklich abgeflaut war, den alten Kurs wieder eingeschlagen. Diese Fahrt nach Westen während des Tages und nach Osten in der Nacht dauerte noch 48 Stunden, dann begann das Barometer zu steigen. Ein Ende des schlechten Wetters war abzusehen. Am Morgen des 25. Juni gegen 8 h, als Godfrey an Deck kam, hatte ein leichte Brise aus Nordosten die Wolken weggefeegt, die in der Takelage spielenden Sonnenstrahlen schmückten das Fahrzeug mit ihrem feurigen Glanz. Das tiefgrüne Meer spiegelte das Licht im weiten Umkreis. Der Wind wehte nur noch in leichten Böen und die Wellen zeigten nur noch einen Kamm aus weißem Schaum. Die unteren Segel wurden wieder gehißt. Das Meer erhob sich jetzt wie in langsamen Atemzügen, die den Dampfer nur sanft bewegten.

Der 2. Offizier stand an der Reling und blickte mit einem Fernrohr in Richtung Nordosten. Godfrey trat zu ihm.

»Nun, heute haben wir besseres Wetter als gestern!«

»Ja, Herr Godfrey.«

»Und die *Dream* fährt wieder auf Kurs?«

»Noch nicht.«

»Immer noch nicht, warum denn?«

»Im Sturm ist sie nach Nordost verschlagen worden und wir müssen unsere Position erst neu bestimmen. Heute endlich scheint die Sonne, und wir werden am Mittag eine verlässliche Rechnung machen können.«

»Und wo ist der Kapitän?«

»Er hat das Schiff verlassen!«

»Verlassen?«

»Ja, unsere Hundewache glaubte, im Osten vor uns Riffe zu sehen. Das Meer war dort weiß verfärbt. Auf den Karten sind diese Riffe allerdings nicht zu finden. Wir haben deshalb die Barkasse seeklar gemacht und Kapitän Turcotte ist mit einigen Mann losgefahren, um die Sache aufzuklären.«

»Schade, daß er mich nicht mitgenommen hat!«

»Man wollte Sie nicht wecken!«

»Kann man das Boot mit dem Fernrohr sehen?«

»Nein, sie sind zu weit entfernt. Aber der Kapitän muß mittags wieder hier sein, um das Besteck zu machen.«

Godfrey setzte sich auf den Bugspriet und wartete auf die Barkasse. Gegen 10 h war am Horizont ein leichter Rauch, dünn wie ein Federstrich, zu sehen.

Godfrey blickte durch das Fernglas und allmählich zeichnete sich die Rauchsäule, in die sich schon weiße Dampfwolken mischten, am klaren blauen Himmel deutlicher ab. Es war ein vortreffliches Boot, das unter voller Geschwindigkeit fuhr.

Um 11  $\frac{1}{4}$  h trat Kapitän Turcotte auf das Deck der *Dream*.

»Was gibt es Neues, Kapitän?«

»Alles Einbildung, wir haben nichts gefunden!«

»Soll die Barkasse wieder an Bord geholt werden?«

»Nein, vielleicht brauchen wir sie noch.«

Wenig später sah man Kapitän Turcotte mit dem Sextanten die Höhe der Sonne messen. Der neue Kurs wurde bestimmt und dann zogen sich der Kapitän und sein Offizier zu einer langen Beratung in die Kabine zurück.

Es war ein herrlicher Tag. Godfrey war bester Laune.

Gibt es etwas Schöneres als eine derartige Fahrt auf dem Meer? Godfrey versuchte, Tartelett zum Ablegen des Rettungsgürtels zu bewegen – vergeblich.

Der Abend kam heran. Es bildeten sich dichte Nebelwolken, die nicht bis auf die Meeresoberfläche herabsanken. Die Nacht wurde dunkler, als man nach dieser schönen Witterung am Tage hatte voraussehen können.

Aber ein Zusammenstoß war in dieser einsamen Meeresgegend ja nicht zu fürchten. Die Positionslichter wurden angezündet, ein weißes Licht stieg zur Spitze des Fockmastes empor und die Positionslichter, ein grünes rechts und ein rotes links, leuchteten von ihren Gestellen unterhalb der Wanten. Man hatte also alle internationalen Bestimmungen der Seefahrt eingehalten. Godfrey und Tartelett hatten sich zeitig in ihre Kabinen begeben und auch Kapitän Turcotte war unter Deck. Er hatte das Kommando dem 2. Offizier überlassen. Das Schiff konnte in vollkommener Sicherheit weiterdampfen. Godfrey schlief sofort ein. Tartelett verriet durch sein gleichmäßiges Stöhnen, daß er immer noch wach war.

Plötzlich – vielleicht gegen 1 h morgens – wurde Godfrey durch einen furchtbaren Lärm geweckt. Er sprang auf und in die Hosen, warf sich eine Jacke über und rutschte in die Stiefel. Gleichzeitig hörte er an Deck den Schreckensschrei: »Wir sinken, wir sinken!«

Godfrey stürmte aus seiner Kabine. Auf dem Gang stieß er gegen eine unförmige Masse. Das mußte wohl der Professor Tartelett sein.

»Wir sind gestrandet?« rief Godfrey.

»Ich weiß nicht«, schrie der Kapitän zurück, »auf jeden Fall sinken wir!«

»Wirklich??«

Die *Dream* ging langsam unter, sie mußte auf eine Klippe geraten sein. Schon erreichte das Wasser die Höhe des Decks. Das Feuer im Heizraum mußte längst verlöscht sein.

»Ins Meer, ins Meer, Godfrey!« brüllte der Kapitän, »Sie müssen springen, sonst reißt das Schiff Sie mit!«

»Tartelett?«

»Ich kümmere mich um ihn!«

»Und Sie selbst?«

»Meine Pflicht befiehlt, daß ich bis zum letzten Augenblick an Bord bleibe. Sie müssen fliehen!«

Kapitän Turcotte packte Godfrey am Schlafittchen und war so freundlich, ihn kurzerhand über Bord zu werfen.

Er wußte, daß Godfrey wie ein Fisch schwimmen konnte.

Es war höchste Zeit! Wäre der Nebel nicht gewesen, hätte Godfrey sicherlich jetzt an Stelle der *Dream* einen nasen Abgrund sehen können. Godfrey konnte sich mit einigen Stößen dem Wirbel, der ihn mitzureißen drohte, entziehen. Das war alles das Werk kaum einer Minute.

Kein Zweifel, die *Dream* war futsch.

Glücklicherweise erreichte Godfrey bald einen vor der Brandung geschützten Felsblock. Dort saß er nun und rief in die Finsternis hinaus. Aber niemand antwortete.

Frierend erwartete Godfrey den Tag.

Drei lange Stunden mußte Godfrey warten, bis die Sonne aufging. Für den Anfang der Reise erschien Godfrey diese Prüfung etwas hart. Aber was konnte er tun? Vorläufig war er glücklicherweise in Sicherheit. Das Wasser konnte ihn wohl kaum auf seinem Felsen erreichen.

Wo befand sich dieser Felsblock? Überraschte er eine niedrige Rifflinie, die sich seitwärts von ihm ausstreckte? Welche Küste war es, die Kapitän Turcotte bemerkt haben wollte? Welchem Land gehörte sie an? Zweifellos war die *Dream* in den letzten Tagen weit von ihrem Kurs abgekommen. Während dieser stürmischen Tage war eine genaue Ortsbestimmung ganz unmöglich gewesen. Hätte doch Kapitän Turcotte sich bloß etwas gründlicher informiert!

Die wichtigste Frage für Godfrey war die, ob der Felsen, auf dem er Zuflucht gefunden hatte, mit einem Festland in Verbindung stand. Nach Tagesanbruch mußte er sofort den Felsen, der nur einige Quadratmeter Fläche hatte, verlassen, um das Land zu erreichen. Wenn es aber nun überhaupt kein Land in der Nähe gab? Wenn Kapitän Turcotte sich geirrt haben sollte? Wenn sich ringsum nur das grenzenlose Meer ausbreitete und in Sichtweite Himmel und Wasser zu einem kreisrunden Horizont verschmolzen?

Mit der ganzen Kraft seiner Augen bemühte sich Godfrey, trotz der dunklen Nacht zu erkennen, ob irgendeine größere Landmasse, die Anhäufung von Felsen oder ein steiler Uferabhang die Nähe eines Landes östlich der Riffe verriet.

Er sah nichts. Kein Waldesduft war zu spüren, kein Lichtschein zu sehen. Kein Vogel flatterte durch die

Nacht. Es schien, als ob ringsum nur eine öde Wasserwüste läge. Es blieb ihm nichts anderes übrig, als zu warten. Sollte niemand den Schiffbruch überlebt haben? Sollte keiner der Leute der *Dream* an Land getragen worden sein? Der unglückliche Tartelett, der arme Chinese? Wo waren sie geblieben? Der eine war sicherlich unter Deck, der andere im Dunkel des Kielraums von der Wasserflut überrascht worden. Vielleicht hatte die Barkasse, die der Dampfer hinter sich herschleppte, wenigstens einige Schiffbrüchige aufgenommen? Oder die *Dream* hatte auch sie mit in die Tiefe gerissen. Wenn Godfrey schon nichts sehen konnte, versuchte er doch wenigstens, etwas zu hören.

Er schickte sein lautes Hallo in das Schweigen. Sein langgedehnter Schrei mußte weit ringsum zu hören sein.

Keine Antwort.

Er rief in alle Himmelsrichtungen.

Ringsum Totenstille. Nicht einmal ein Echo war vernehmbar. Also befand sich wohl auch keine Uferwand, kein größerer Felsen in seiner Nähe. Drei bange Stunden schlichen dahin. Godfrey wanderte auf seinem engen Platz hin und her, um der Nachtkälte zu begegnen. Endlich färbten einige bleiche Strahlen die Wolken im Zenith, es war der Reflex des ersten Lichtscheins am Horizont.

In der unbestimmten Dämmerung war jedoch noch nichts zu erkennen. Aus dem Meer stieg ein leichter Nebel, der ihn sogar hinderte, die Ausdehnung der Klippenreihe zu überblicken. Godfrey machte sich keine Illusionen. Sollte er wirklich auf einen isolierten Felsen geworfen worden sein, dann bedeutete das seinen sicheren Tod. In kürzester Zeit würden ihn Durst und Hunger erledigen.

Endlich lichtete sich der Nebel langsam. Einzelne Felsen, die einen Klippengürtel bildeten, tauchten wie Seeungeheuer auf. Es war eine lange, unregelmäßige Reihe

schwärzlicher Steine, in allen Größen und Formen, die genau von Westen nach Osten verlief. Der große Block, auf dem Godfrey hockte, lag am westlichen Rand dieser Bank, vielleicht 50 m von der Stelle entfernt, wo die *Dream* versunken war. Das Meer mußte hier sehr tief sein, denn von dem Dampfer waren nicht einmal die Mastspitzen zu sehen.

Nach dieser Seite hin war also nichts zu machen. In der anderen Richtung war bis jetzt von einer Küste nichts zu sehen. Der Nebel zerteilte sich jedoch und allmählich konnte Godfrey ungefähr 600 m weit blicken. Schon erschienen einige Sandflächen zwischen den Felsen. Endlich wurde eine lange Linie niedriger Dünen zwischen den Felsen sichtbar.

»Land! Land!«

Ja, die Klippen bildeten nur eine vorspringende Spitze, wie sonst die Landspitze einer Bucht, die sich vielleicht 2 km vor ihm ausdehnte.

Bevor Godfrey seine Klippe verließ, sah er sich noch einmal um, suchte das Meer ab. Aber nichts war von der *Dream* übriggeblieben. Auch die Barkasse war nirgends zu sehen. Sollten die anderen auf der Insel eine Zuflucht gefunden haben? Niemand war zu sehen, es rührte sich nichts, soweit das Auge reichte. Godfrey ließ jedoch den Mut nicht sinken. Vor allem wollte er erst einmal festen Boden unter den Füßen spüren. Er kletterte also von seinem Felsblock und sprang auf die nächsten Steine, oder, wenn die Entfernung zu groß war, schwamm und watete er durch das Wasser. Endlich knirschte der Sand unter den Füßen!

Was erwartete ihn? Hunger? Durst? Sollte er vor Kälte sterben? Er hatte keine Kleidung, keine Waffe. Das war keine verlockende Aussicht. Er hatte Robinson beneidet und nun war er selbst einer. Jetzt erinnerte er sich mit

Wehmut an den schönen Palast seines Onkels, er dachte an Phina und alle Bequemlichkeiten San Franziskos.

Wenn er nur nicht allein gewesen wäre! Kein menschliches Wesen war zu erblicken. Offenbar war dieser Teil des Landes unbewohnt. Keine Hütte war zu sehen und nirgends stieg eine Rauchsäule empor.

»Vorwärts also!« sagte Godfrey zu sich selbst.

Godfrey wanderte längs des Vorlandes nach Norden.

Überall ungestörte Ruhe. Im Sand fanden sich keine Fußspuren. Einige Seevögel, Möwen und Taucherenten flatterten auf. Schon wollte Godfrey auf eine der mit Binsen und magerem Gesträuch bewachsenen Dünen steigen, als er innehielt.

Ein riesiger, stark aufgeblasener Gegenstand, wie der Kadaver eines von den letzten Stürmen an Land geworfenen Seeungeheuers, lag da 30 m vor ihm am Rand der Klippenreihe. Godfrey rannte darauf zu. War da eine menschliche Gestalt zu erkennen? Einige Schritte weiter und er blieb wie angewurzelt stehen: »Tartelett!«

Es war der berühmte Tanz- und Anstandslehrer.

Godfrey stürzte auf ihn zu. Nun sah er, daß es nur der Rettungsgürtel war, der Tartelett das Aussehen eines Meerungeheuers verlieh. Zwar lag Tartelett regungslos, aber vielleicht war er noch nicht tot. Godfrey kniete neben Tartelett nieder, schnallte den Gürtel ab und begann Tartelett zu massieren. Ein Atemzug! Jetzt spürte Godfrey auch den Herzschlag.

»Tartelett!«

Der Anstandslehrer ließ ein lautes Grunzen hören. Dann öffnete er die Augen, fuhr sich mit der Hand über die Stirn und tastete dann nach seiner kleinen Geige.

»Tartelett!«

»Der bin ich, Godfrey!« Er richtete sich auf, lächelte, faßte den Boden, stand auf – endlich hatte er wieder Land



unter den Füßen. Vor Begeisterung griff er nach der Geige, verbeugte sich und schwenkte den Bogen, obwohl noch Wasser aus dem Geigenkörper lief.

»Auf die Plätze, eins zwei, mein Fräulein, bitte!« rief er. Der gute Mann dachte an seine Schülerin Phina.

Lehrer und Schüler fielen sich in die Arme.

»Sind wir endlich in einem Hafen angekommen!« rief Tartelett, und Godfrey wollte sich hierüber nicht äußern.

»Legen Sie doch Ihren Rettungsapparat ab. Sie ersticken ja unter dieser Last.«

»Das soll ich wirklich tun?«

»Keine Angst. Nehmen Sie Ihre Geige, wir wollen auf Entdeckungsreise gehen.«

»Sehr gern, aber vielleicht können wir unterwegs im ersten Restaurant Halt machen. Ich sterbe vor Hunger und ein Dutzend Sandwiches, vielleicht mit einem Gläschen Portwein (das ich mir auf diesen Schreck vielleicht leisten kann), würde uns sicher gut tun.«

»Ja, wir halten an der ersten Imbißstube – vielleicht aber auch an der letzten, falls uns die erste nicht gefällt.«

»Dann sollten wir den ersten, der uns begegnet, nach dem nächsten Postamt fragen. Wir müssen sofort ein Telegramm mit Rückantwort an Mr. Kolderup schicken. Er muß uns sofort etwas Geld überweisen, denn ich habe nicht einen Cent bei mir.«

»O. K., beim ersten Postamt –, falls es in diesem Land eine Post geben sollte.«

Man brach auf. Godfrey wollte jetzt vor allem erfahren, ob er und Tartelett die einzigen Überlebenden der *Dream* waren. Sie stiegen, nach einer Viertelstunde Weg den Strand entlang, auf eine hohe Düne, von der sie den Strand und auch das Land im Osten leicht übersehen konnten. In der Entfernung von vielleicht 2,5 km bildete eine zweite Hügelreihe eine Wand, über die sie nicht hinaussehen konnten. Nach Norden schien das Land in einer Spitze

auszulaufen, nach Süden schnitt das Meer tief in das Land ein und nach dieser Seite schien sich das Meer auf unbegrenzte Fernen hin auszudehnen.

Möglicherweise war dieses Land eine Halbinsel oder eine Landenge, und das Festland war wohl in Richtung Nordosten zu suchen. Übrigens zeigte sich die Umgegend keineswegs als unfruchtbar. Üppiger Rasen bedeckte den Boden, glitzernde Bäche blinkten und dichte Wälder rauschten. Häuser waren allerdings nicht zu sehen, keine Stadt, nicht einmal ein Dorf. Auch keine vereinzelter Höfe. Schließlich waren auch keine Zelte, Hütten, Wigwams zu sehen. Vielleicht fanden sich menschliche Wesen unter der Erde, wenn auf ihr keine zu entdecken waren? Keine Straße, kein Weg deutete auf Einwohner hin.

»Eine Stadt sehe ich nicht!« sagte Tartelett, der sich auf die Fußspitzen gestellt hatte.

»Vielleicht ist gerade dieser Teil des Landes unbewohnt!«

»Wo sind wir überhaupt?«

»Ich weiß es nicht.«

»Was soll bloß aus uns werden, lieber Godfrey?«

»Vielleicht werden wir zu Robinsons?«

Tartelett erbleichte. Robinsons? Nachfolger des Helden aus Daniel Defoes Buch? Verlassen und getrennt von allen Verwandten, verurteilt, das Leben unter Raubtieren und Wilden zu verbringen, ohne Werkzeuge, ohne Waffen, ohne Kleidung – sollte das ihre Zukunft sein? »Beruhigen Sie sich, wir werden uns erst einmal eine Unterkunft suchen.« Ja, man mußte zunächst eine Grotte, eine Höhle finden, um darin die Nacht zu verbringen. Vielleicht fanden sie am Strand auch einige Muscheln, um den Hunger zu stillen.

Sie stiegen also die Düne wieder hinunter.

»Vielleicht gibts hier wenigstens Tiere?« Godfrey mein-

te hiermit natürlich nur Federvieh und Haustiere, nicht wilde Bestien. Jedenfalls war das Ufer von einigen Vogelschwärmen, Rohrdomnellen, Baumgänsen, Strandläufern belebt. Sie schienen mit ihrem lauten Geschrei und aufgeregten Flügelschlag gegen die Besitznahme des Landes zu protestieren. Sicherlich würden sie hier Nester und Eier darin sammeln können, die zur ersten Nahrung dienen konnten.

Aber wie sollte man die Eier kochen? Eine wichtige Frage, die sie vorerst nicht beantworten konnten.

Godfrey und Tartelett überstiegen einen Sandhügel. Da erlebten sie eine freudige Überraschung.

Unter dem einheimischen Geflügel, das sich unter dem Gebüsch Beute suchte, bemerkten sie plötzlich ein Dutzend Hühner und einen oder zwei Hähne. Und als sie näher kamen, ertönte sogar ein gellendes Kikiriki. Und dort, zwischen den Dünen, wühlten da nicht Schweine, grasten da nicht Lämmer und Ziegen? Der Proviant der *Dream* lief hier durcheinander. Godfrey dachte sofort daran, die Tiere zusammenzutreiben und in ein Gehege zu sperren. Morgen wollte er mit dieser Arbeit beginnen und vielleicht konnte er eine Geflügelzucht einrichten.

Heute wollte er aber erst einmal Muscheln suchen. Einige Muscheln können ja roh gegessen werden. Leider war allerdings gerade nicht Saison.

»Und woher bekommen wir Feuer?«

Die Taschen des Professors enthielten nur einige Reservesaiten für seine Geige, einige Stücke Kolophonium.

Ließ sich damit Feuer machen? Godfrey besaß nicht viel mehr, doch fand er befriedigt ein Messer mit mehreren Klingen, mit Korkenzieher und Schusterahle. Unter diesen Verhältnissen war das natürlich ein wertvolles Werkzeug. Außer diesem besaßen sie nur ihre Hände, wobei die des Tanzlehrers nur geübt waren, graziöse Bewegungen aus-

zuführen. Tartelett wollte sie aber doch benutzen, um durch schnelle Reibung zweier Holzstücke gegeneinander Feuer zu entfachen.

Während Godfrey Vogelnester plünderte, sammelte der Professor verschiedene Holzstücke, die er an einen windgeschützten Ort trug. Er wählte besonders trockene Stücke, die er so lange aneinanderreihen wollte, bis sie sich durch die Wärme entzündeten. Was die polynesischen Wilden konnten, das mußte doch wohl auch ein Tanzlehrer aus Frisco zustandebringen. Er rieb und rieb und rieb. Und mit Wut! Offensichtlich war nun aber das Holz ungeeignet, denn warm wurde nur dem Professor.

Als Godfrey von der Eiererte zurückkehrte, fand er Tartelett in Schweiß gebadet.

»Wahrscheinlich beruhen diese Erfindungen der Wilden nur auf Schwindel!«

»Und was wird nun mit den Eiern?«

»Es gäbe noch ein anderes Mittel. Wenn ich diese Eier an einem Bindfaden befestige, sie schnell in der Luft herumschleudere und sie dann plötzlich anhalte, dann müßte sich die Bewegung in Wärme umsetzen und die Eier ...«

»... wären gebraten! Genial!«

»Aber wie halten wir die Eier plötzlich an? Nein, wir müssen es einfach so machen!« Godfrey hatte ein Baumgänseei ergriffen, ein Loch hineingeschlagen und es kurzerhand ausgeschlürft.

Wohl oder übel, Tartelett mußte das gleiche tun.

Nun wollten sie eine Höhle suchen. Aber in den Felsen öffnete sich kein einziger Spalt, sie mußten ihre Suche nach dem Wald hin ausdehnen. Sie wanderten also über die Dünen. Wunderbarerweise folgten ihnen freiwillig alle überlebenden Tiere der *Dream*. Ein gewisser Instinkt mußte die Schweine, Hühner, Ziegen und Schafe treiben, die Männer nicht aus den Augen zu verlieren.

Sie fühlten sich sicherlich zu einsam an diesem Strand.

$\frac{3}{4}$  Stunden später erreichte die Truppe den Waldrand.

Keine Spur von Wohnstätten irgendwelcher Menschen! Alles öde. Vielleicht hatte noch nie ein Mensch diese Stätte betreten! Aber schöne Bäume gab es, die in Gruppen zusammenstanden. Godfrey suchte vergeblich nach einem alten ausgehöhlten Baum, der ihnen einen Unterschlupf hätte bieten können.

Dann spürten sie wieder beißenden Hunger und sie versuchten die Muscheln, die sie am Strand gefunden hatten.

Schließlich waren sie so müde, daß sie einfach am Fuß eines Baumes einschliefen und ohne Träume die Nacht verbrachten.

Sie schliefen so ruhig wie in einem Appartement des teuersten Hotels von San Franzisko.

Am Morgen – es war der 27. Juni – wurden sie vom Krähen des Hahnes geweckt.

»Wird unser Frühstück dem gestrigen Abendbrot gleichen?« stöhnte Tartelett, der sich die Augen rieb.

»Ich fürchte es. Aber heute abend werden wir bestimmt besser essen.«

Ach, wo blieben Tee und Sandwiche? Ham und eggs? Tomatensaft und Yoghurt? Sollten sie nie wieder ein ordentliches Frühstück bekommen? Wohl oder übel mußten sie ein halbes Dutzend rohe Eier und einige Muscheln essen.

Godfrey beschloß, heute seine Erkundung der Insel fortzusetzen. Er hoffte, einige Aufklärung über die Natur des Landes zu erhalten, wenn er die zweite Hügelreihe, die den Wald in pittoresken Linien überragte, erkletterte.

Er bestimmte Tartelett zum Wächter über die Schweine, Hühner und Hähne, Ziegen und Schafe.

»Godfrey, verirren Sie sich bitte nicht, und wenn Sie ein Postamt finden, vergessen Sie nicht das Telegramm an Ihren Onkel.«

»Richtig, das Telegramm, ich werde es nicht vergessen.«

Godfrey verschwand unter den Bäumen, deren dichtes Blätterdach kaum einen Lichtstrahl durchließ. Einen Weg gab es hier nicht. Zwei- oder dreimal huschte Wild vorbei, vielleicht ein Hirsch oder ein Elch. Zahllose Vögel hatten hier ihre Nester: wilde Tauben, Seeadler, Auerhähne und Predigervögel mit Schnäbeln groß wie Hummerscheren. Und hoch oben schwebten zwei oder drei Lämmergeier.

Godfrey wanderte immer geradeaus, es erschien nicht nötig, besondere Vorsichtsmaßnahmen zu treffen. Er wollte nur schnell den Gipfel des Hügels erreichen. Auf welchem Erdteil waren sie gelandet? Godfrey tippte auf die chinesische oder japanische Küste. Nach zwei Stunden Weg wichen die Bäume mehr auseinander, der Boden stieg allmählich an. Godfrey, obwohl schon ziemlich müde, hörte nicht auf, zu marschieren. Bald konnte er das grüne Blätterdach der Baumkronen überblicken.

Godfrey sah sich jedoch nicht nach rückwärts um, er stürmte weiter voran, auf einen kleinen abgeflachten Kegel zu, von dem er das ganze umliegende Land würde überblicken können. Keuchend hastete er weiter. Was würde er sehen? Eine Wüste? Eine Stadt, ein Dorf? Godfrey kletterte auf allen vieren die letzte steile Wand empor. Atemlos lag er oben und suchte mit den Augen den Horizont ab. Im Osten: Meer. Er drehte sich um: überall Meer, im Süden, Westen, Norden. Eine Insel! Einen Augenblick fühlte Godfrey einen Stich in der Brust. Doch dann faßte er sich schnell wieder und er beschloß, zunächst einmal die Gliederung dieser Insel, die er nun ganz überschauen konnte, zu erkunden. Der mittlere Teil war ganz von Wald bedeckt, alles übrige erschien als Wiese mit Baumgruppen, als felsiges Vorland, dessen Ausläufer bis ins Meer reichten. Einige Buchten hätten gut als Hafen für Fischerboote dienen können und die Bai, in der die *Dream* gescheitert war, sah auch nach einer brauchbaren Reede aus.

Welche Insel konnte das sein? Gehörte sie einer Inselgruppe an? Auf Sicht zeigte sich keine andere Insel.

Godfrey überwog alle seine geographischen Kenntnisse, um herauszufinden, auf welcher Insel er sich befand.

Nach seiner Rechnung hatte die *Dream* auf siebzehntätiger Fahrt fast genau eine südwestliche Richtung eingehalten. Bei einer Geschwindigkeit von 150 bis 180 Mei-



len in 24 h mußte man ungefähr 50° überschritten haben. Andererseits hatten sie den Äquator nicht überquert. Es konnte sich also nur um eine Insel des Archipels der Sandwichinseln handeln. Aber diese Erkenntnis nützte nicht viel.

»Ich werde diese Insel Phina taufen, zur Erinnerung an meine einsame Verlobte!«

Von seinem Beobachtungsposten aus konnte Godfrey keine Spuren von Menschen entdecken. Keine Eingeborenen, weder Wohnstätten, keine Hütten am Strand, noch Häuser am Waldrand. Auf dem Meer war nicht das kleinste Fahrzeug sichtbar.

Godfrey blieb nichts weiter übrig, als hinunter zu klettern und Tartelett zu suchen. Ehe er jedoch seinen Platz verließ, fiel ihm eine hochstämmige Waldpartie in die Augen, die sich an der Grenze der nördlich gelegenen Wiesen ausdehnte. Vielleicht konnte man sich dort häuslich einrichten? Plötzlich sah Godfrey weiter südlich einen leichten Rauch aufsteigen, oder war es eine Sinnestäuschung? Sollten sich doch einige Matrosen der *Dream* gerettet haben? Aber war es überhaupt eine Rauchsäule, die der Wind sanft nach Westen trieb? Jetzt war davon schon wieder nichts zu sehen. Wieder war Godfrey um eine Hoffnung ärmer. Er glitt den Abhang hinunter, eilte über die ersten Stufen des Hügels und verschwand bald wieder unter den Bäumen. Nach einer Stunde hatte er den jenseitigen Waldrand erreicht. Hier wartete schon Tartelett inmitten der Herde. Und womit beschäftigte er sich? Er mühte sich noch immer, Feuer aus zwei Holzstückchen zu reiben.

»Wie war es mit dem Postbüro?« fragte er, als er Godfrey kommen sah.

»Es war geschlossen! Doch wir wollen etwas essen, ich habe Hunger.«

Und wieder mußten sie sich mit rohen Eiern und Muscheln begnügen.

»Eine sehr gesunde Kost!« sagte Godfrey, während Tartelett, nicht sehr überzeugt, an seinen Muscheln nippte.

»Und wo befinden wir uns nun?«

»Auf einer Insel!«

»Auf einer Insel? Rings von Meer umschlungen?«

»Auf der Insel Phina, ich habe ihr diesen Namen gegeben.«

»Das verstehe, wer will, Miß Phina ist doch ringsum von Land umgeben.«

Tartelett versank in eine lange Grübelelei und bis zum Einbruch der Nacht sprachen sie nur noch wenig.

Am folgenden Tag, am 28. Juni, waren sie auf den Beinen, bevor noch der Hahn krächte. »Vorwärts!« drängte Godfrey. Er wollte zum Norden der Insel vordringen.

Dazu wollte er am Strand entlang wandern. Vielleicht fanden sich noch Wrackteile oder unbestattete Kameraden. Die Hoffnung, noch Lebende zu finden, hatte Godfrey schon aufgegeben. Godfrey und sein Begleiter überschritten also die erste Dünenreihe. Am Strand erneuerten sie ihren Vorrat an Eiern und Muscheln, dann folgten sie der Tanglinie, die die letzte Flut zurückgelassen hatte.

Sorgfältig suchten sie den Strand ab. Sie fanden nichts.

Hatte das unglückliche Geschick aus den beiden neue Robinsons gemacht, so muß doch konstatiert werden, daß sie es weit schlechter als ihr Vorgänger getroffen hatten. Der besaß wenigstens noch Reste von seinem gescheiterten Schiff, er fand noch eine Menge Gegenstände, die sein Leben erleichtern konnten. Hier war nichts davon vorhanden. In tiefer Nacht war das Schiff in das unergründliche Meer versunken, nicht ein Nagel blieb von ihm übrig. Nicht einmal ein Streichholz wurde gerettet, und gerade das brauchten sie jetzt dringend.

Viele Leute, die jetzt an einem Kamin sitzen, in dem ein Haufen Kohle glüht oder Holzscheite flammen, werden nun behaupten »Achduliebergott, nichts ist einfacher, als ein bißchen Feuer zu machen. Da gibt es doch tausend Mittel! Zwei Kieselsteine, dürres Moos, ein wenig verkohlte Leinwand.« Aber woher sollte man die nehmen? »Dann eine Messerklinge, die als Stahl zum Anschlagen dient ...« Gut, gut, aber die Ratgeber mögen das auf der Stelle einmal ausprobieren.

Unter diesen Gedanken wanderten die beiden vorwärts, gefolgt übrigens von der treuen Herde.

Plötzlich wurde ihr Blick auf eine Menge bunter Äpfel gelenkt, die zu hunderten am Strand verstreut lagen.

Godfrey erkannte sie sofort als Manzanillas, Früchte, die von den Indianern Kaliforniens als Nahrung verwendet werden.

»Endlich etwas Abwechslung in unserem Speisezettel!«

»Das kann man essen?«

»Sie werden es gleich sehen!«

Godfrey biß in einen der Äpfel, die freilich ziemlich hart und sauer waren. Aber immerhin, in der Not frißt der Teufel auch Manzanillas.

»Vielleicht können wir nun Apfelsaft herstellen.«

Sie setzten ihren Weg fort. Bald ging das Ende der sandigen Düne in grünes Wiesenland über, das ein plätschernder Bach durchzog. Ein Stück weiter und sie kamen bei den hohen Bäumen an. Diese Riesenbäume gehören zu der Gruppe der Mammuths aus der Familie der Fichten. Ein Engländer würde sie Wellingtonias nennen, während die Amerikaner sie als Washingtonias bezeichnen. Der Unterschied liegt klar vor Augen.

Ob man diese Bäume nun aber nach dem Sieger von Waterloo oder nach dem Gründer der USA nennt, auf jeden Fall bleiben diese Bäume die allergrößten der Flora von Kalifornien und Nevada. In einzelnen Teilen der USA gibt es ganze Wälder dieser Bäume, deren Spitzen nicht selten die Höhe des Straßburger Münsters erreichen. Auf der Basis eines abgesägten Baumes ist einmal ein Kiosk errichtet worden, in dem zwanzig Personen bequem Tango tanzen können. Der höchste dieser Bäume, der 4000 Jahre alt ist, erreicht die Höhe der Peterskirche in Rom, er ist höher als die Pyramide von Gizeh, höher als der eiserne Glockenturm, der jetzt auf einem der beiden Türme der

Kathedrale von Rouen errichtet worden ist und gegenwärtig als das höchste Bauwerk der Welt gilt. Hier fand sich also eine Gruppe von vielleicht 20 dieser Bäume, von denen einige, die vom Alter hohl geworden waren, an ihrem Fuß eine Öffnung zeigten, durch die bequem ein Reiter mit seinem Pferd hindurchgepaßt hätte.

»Dieser Anblick hat allein die Reise hierher gelohnt!« sagte Godfrey. In der Tat, man konnte sich größere Bäume nicht vorstellen.

Eine dieser Sequoien interessierte Godfrey besonders.

Durch eine Öffnung am Fuß konnte man leicht in ihr Inneres gelangen. Der Kern des Riesen war verschwunden und der Splint als zarter, weißer Staub verstreut.

Doch konnte dieser Baum, nur auf seine Rinde gestützt, bestimmt noch einige Jahrhunderte leben.

»Das wäre doch eine wunderbare Wohnung für uns! Sehen Sie sich das an, Tartelett!«

Die Höhe dieser Baumhöhle ließ sich wegen der Dunkelheit nicht abschätzen. Kein Lichtstrahl drang von außen hier herein. Wind und Regen fanden hier keinen Einlaß. Etwas besseres ließ sich also bestimmt nicht finden.

»Und wo ist der Schornstein?«

»Vorerst brauchen wir keinen, denn wir haben kein Feuer!«

Godfrey untersuchte jetzt die nähere Umgebung. Die Wiese erstreckte sich bis unter die Mammuths. Der durch den grünen Teppich sich dahinschlängelnde Bach verbreitete eine angenehme Frische. Verschiedene Sträucher, Mastix, Myrthen und Manzanillas in großer Zahl, wuchsen am jenseitigen Ufer. Nicht weit entfernt, wuchsen auf dem ansteigenden Boden noch weitere Bäume, Eichen, Sykomoren und Zirbelbäume, die jedoch gegen die Riesenbäume, deren Schatten sich bei Sonnenuntergang bis an das Meeresufer verlängerte, nur wie Unterholz wirkten.

Auch die Haustiere schienen mit dieser Gegend zufrieden zu sein. Die Schweine und Ziegen und Lämmer hatten sofort begonnen, an den Wurzeln zu nagen und die Wiese abzugrasen. Die Hühner pickten munter nach Würmern – auch hiervon gab es offensichtlich genug.

Die Sonne näherte sich jetzt dem westlichen Horizont.

Die beiden legten sich in den Staub des Riesenbaumes und knabberten an den wilden Äpfeln. Godfrey taufte ihren Baum noch nach dem Namen Onkel Wills, dann versanken sie in ihrem staubigen Bett in tiefen Schlaf.

Es läßt sich nicht verschweigen. Godfrey war unter den ungewohnten Verhältnissen ein neuer Mensch geworden. Bisher hatte ihn, wenn er seine 10 Stunden im Palast seines Onkels in der Montgomery Street schlief, nicht die Spur einer Sorge um den nächsten Tag bekümmert, ihn hatte kein abgefallenes Rosenblatt im Schlaf belästigt.

Jetzt war das anders geworden. Auf dieser unbekannten Insel, wo er seine Lebensbedürfnisse aus eigener Kraft decken mußte, unter Bedingungen zudem, die auch einem alten Inselpraktiker problematisch erschienen wären, war er fern von aller Welt. Gewiß würde man nach der *Dream* suchen, aber waren sie nicht verloren wie eine Nadel in einem Heuhaufen? Das ungezählte Vermögen des Onkels William W. Kolderup war nicht in jedem Fall allmächtig.

Godfrey wachte mehrmals in der Nacht auf. Sein Gehirn arbeitete unaufhörlich. Angesichts der Schwierigkeiten, die sich ihnen boten, erwachten in ihm Verstandeskräfte, von denen er keine Ahnung gehabt hatte. Godfrey war fest entschlossen, sich und seinen Begleiter aus der Notlage zu befreien.

Mit dem ersten Morgenrot war er schon auf den Beinen. Die Notwendigkeit, Feuer und Nahrung zu beschaffen, war vorerst das dringlichste. Tartelett schlief noch. Man sah ihn zwar nicht im Dunkel des Baumes, aber man hörte ihn. Er konnte Godfrey keine große Hilfe sein, ja, eigentlich machte er doch mehr Mühe, aber trotz allem, er war ein menschlicher Gefährte. Und somit war er mehr wert als etwa ein intelligenter Hund, obwohl der vielleicht manchmal nützlicher gewesen wäre.

An diesem Morgen untersuchte Godfrey die Umgebung

der Mammuthbäume, in der Hoffnung, eßbare Früchte und Wurzeln zu finden. Noch lagerte ein feiner Dunst über Strand und Meer, doch fing der Nebel an, sich unter dem Einfluß der Sonnenstrahlen zu lichten; ein schöner Tag kündigte sich an.

Nachdem Godfrey sich einen kräftigen Stock gesucht hatte, wanderte er gut 2 km am Ufer entlang. Er suchte dort einige vorzügliche Austern zusammen, die er sogleich ausschürfte. Nun ging es nach Südosten weiter, am Bachufer entlang. Dieser Weg führte ihn durch die Wiesen zu einer Baumgruppe, die er näher untersuchen wollte. Ganze Völker von Wasservögeln erhoben sich schreiend. Für sie war der Mensch eine ganz neue Erscheinung. Im Bach tummelten sich zahlreiche Fische, die man leicht hätte fangen können. Doch Godfrey wußte nicht, wie er sie zubereiten sollte.

Unter einer Reihe von Büschen entdeckte Godfrey zwei Arten von Wurzeln, die von den Indianern Nordamerikas sehr häufig genossen werden. Allerdings mußten beide Wurzeln gekocht werden. Es handelt sich um eine an Glutamat reiche Knolle, aus der eine Art Mehl hergestellt wird, und um eine längliche Wurzel, die man zur Not auch roh essen konnte. Godfrey, der Tarteletts Frühstück nicht vergessen hatte, sammelte gleich ein ganzes Bündel dieser Pflanzen ein und warf es über die Schulter.

Tartelett fiel auch gleich über diese Nahrung her, so daß Godfrey ihn zum Maßhalten ermahnen mußte.

»Ach was, wir haben von diesen Knollen mehr als genug.«

»Wir müssen Mehl und Brot daraus herstellen!«

»Aber wie können wir das ohne Feuer?«

»Wir werden es schon irgendwie bekommen!«

»Ach, welch ein Schicksalsschlag. In der Montgomery Street brauchte ich nur drei Schritte zu gehen, um einen



Herrn mit einer Zigarre im Mund zu treffen, der mir mit Vergnügen Feuer geben würde. Warum hat die Natur es nicht so geschaffen, daß die Schweine gleich gebraten sind? Warum können wir nicht von der Luft leben?«

»Das kommt vielleicht auch noch.«

»Meinen Sie wirklich? Das wäre doch wunderbar, wenn es nahrhafte Luft gäbe!«

»Die Gelehrten werden sich sicherlich mit diesem Problem beschäftigen. Es müßte der Chemie gelingen, die notwendigen Nahrungsmittel in einer für die Respiration geeigneten Gasform herzustellen. Man wird dann sein Diner einatmen, statt es zu kauen.«

»Das wäre herrlich, ich würde jetzt sofort ein Dutzend Sandwiches und ein Pfund Corned Beef einatmen.«

»Und dem Fremdenverkehr würde eine derartige Erfindung ganz neue Möglichkeiten eröffnen: in Texas würde man Maiskolben einatmen, in Irland Angus Steaks und in Frankreich Froschschenkel und dazu vielleicht einen Hauch Chablis oder Meursault.«

Unwillkürlich öffnete Tartelett den Mund und atmete tief ein.

»Genug geträumt, wir müssen unsere Wohnung einrichten!«

Tartelett fiel der Mund gleich wieder zu.

Zuerst mußten sie den Will-tree von mehreren Zentnern Holzstaub reinigen, die den Boden bedeckten und in dem man fast bis zu den Knien versank. Nach 2 Stunden intensiver Arbeit war ihr Zimmer von dieser Pulverdecke gereinigt. Der Boden erwies sich als fest. Sie wählten zwei Winkel für ihre Betten, die sie aus Laub und Zweigen aufschütteten. Die anderen Möbel, Tische, Hocker konnte Godfrey mit seinem Messer zurechtschneiden. Bei schlechter Witterung mußten sie ja wohl oder übel im Innern ihres natürlichen Hauses bleiben, um darin zu essen

oder zu arbeiten. Licht kam durch die Türöffnung genug herein. Godfrey dachte daran, diese Öffnung sicherheits- halber später zu verschließen und dafür zwei Fensterlöcher in die Rinde zu schneiden. Die Höhe, bis zu der der Stamm hohl war, konnte Godfrey ohne künstliches Licht nicht ausmachen. Eine 3 m lange Rute, die er über seinen Kopf hielt, stieß jedenfalls nirgends an.

Der Tag verging unter diesen Arbeiten, die sie vor Sonnenuntergang nicht beendet hatten. Richtig müde warfen sie sich auf ihre Blätterbetten. Doch mußten sie gleich wieder aufstehen, um die Hühner aus der Höhle zu vertreiben. Godfrey beschloß deswegen, bald einen Hühnerstall zu bauen. Glücklicherweise genügten einige Zweige vor dem Eingang, um die Hühner fernzuhalten.

Die Schweine und Lämmer zeigten keine Lust, sich zu den beiden in die Höhle zu legen.

Die folgenden Tage vervollständigten die beiden Schiffbrüchigen ihren Proviant, sie sammelten Eier und Muscheln, Wurzeln, Knollen und Äpfel. Als Küchengeschirr standen ihnen nur einige große Muschelschalen zur Verfügung. Jedoch brauchten sie für ihren sparsamen Speisezettel auch nicht mehr.

Tartelett wusch zwei Hemden, zwei Taschentücher und zwei Paar Socken – fast die ganze Garderobe der beiden, im klaren Wasser des Baches. Unter der heißen Sonne trocknete die Wäsche schnell. So vergingen, ohne Wind und Regen, die Tage.

Jeden Tag beobachtete Godfrey das Meer. Doch es war immer leer, kein Schiff, kein Fischerboot, keine Rauchsäule. Es schien, als liege die Insel Phina außerhalb jeden Handelsweges. Sie konnten also nur abwarten.

Immer wieder versuchten sie, Feuer zu entfachen. Tartelett suchte nach alten Schwämmen, in der Hoffnung, daß sie feuerfangendes Material lieferten. Aber sie wollten

sich nicht entzünden. Auch der Staub aus dem Will-tree erwies sich als ungeeignet. Sie waren der Verzweiflung nahe. Ohne Feuer zu leben, das erschien ihnen fast unmöglich. Wer will schon täglich Austern essen? Da kam ihnen endlich ein Zufall zu Hilfe.

Das Wetter veränderte sich allmählich, es wurde drückend heiß und es sah nach einem Gewitter aus. Gegen 1 Uhr in der Nacht wurden Godfrey und Tartelett von einem Feuerwerk von Blitzen und starken Donnerschlägen aufgeweckt. Noch regnete es nicht, doch der Himmel war so dunkel, daß er bald wahre Katarakte herniedergießen mußte. Godfrey ging hinaus, um den Himmel zu beobachten.

Das Blätterwerk der Bäume zeichnete sich gegen den hell aufblitzenden Himmel ab wie die Figuren eines chinesischen Schattenspiels. Plötzlich sauste ein hellerer Blitz über den Himmel, zugleich knatterte ein furchtbarer Donnerschlag – der Will-tree war getroffen.

Godfrey war vor Schreck zu Boden gefallen, jetzt raffte er sich inmitten eines Funkenregens, der neben ihm niederfiel, wieder auf. Der Blitzstrahl hatte die trockenen Zweige der oberen Äste entzündet, die wie glühende Kohlen herabregneten.

Mit einem Freudenschrei rief Godfrey: »Feuer, Feuer!«

Tartelett sprang jubelnd aus dem Baum. Beide stürzten sie nach den brennenden Zweigen, von denen einzelne Stücke noch flammten.

Sie sammelten eiligst eine Menge dürrer Holzes und dann zogen sie sich in den Baum zurück, um ihr Feuer zu hüten. Draußen rauschte jetzt der Regen und löschte den Brand, der den Will-tree zu vernichten drohte.

Das war ein Blitz zur rechten Zeit! »Ich werde Tag und Nacht aufpassen, damit uns dieses Feuer nicht wieder ausgeht!« sagte Tartelett, der schon an das erste warme Essen dachte.

Am nächsten Morgen sammelten sie trockenes Holz, von dem es genug gab, und legten eine Feuerstelle am Fuß eines anderen Baumes an. Tartelett hockte sich neben die knisternde Brandstelle und pustete – obwohl das völlig nutzlos war – in die Flammen. Aufmerksam stierte er in den hellgrauen Rauch, der sich unter dem Blättermeer verlor.

»Nun werden wir bald ein bis zwei Hühner essen, dazu können wir einen Schweineschinken braten, dann eine Lämmerkeule und ein Ziegenviertel und als Nachgericht etwas Wild oder einige Süßwasserfische.«

»Nicht so schnell, wir haben keine Magentabletten dabei. Wir müssen uns erst langsam wieder an die Hausmannskost gewöhnen. Außerdem müssen wir sparsam mit dem Vieh umgehen. Fangen Sie doch erst einmal zwei Hühner. Brot werden wir uns aus den Camawurzeln herstellen.«

2 unschuldige Stück Federvieh wurden von dem Professor gejagt, der ihnen schließlich mit schnellem Griff die Hälse umdrehte. Geputzt, gerupft und ausgenommen, wurden die Hühner auf einen dünnen Stock geschoben und bald brieten sie über den knisternden Flammen.

Godfrey bemühte sich unterdes, die Camawurzeln eßbar zu machen. Nach einem alten Indianerrezept legte er einige Steine in das Feuer, um sie zu erhitzen. Dann wählte er eine Bodenstelle aus, von der er vielleicht 50 qcm Gras

entfernte. Mit einer Muschelschale wühlte er ein Loch, in das er eine Decke dürren Holzes legte. Es wurde angezündet und sollte die Erde erwärmen.

Nach einer  $\frac{1}{4}$  Stunde konnte er die Asche entfernen und die Camawurzeln einschichten. Sie wurden mit einer dünnen Lage Rasen bedeckt, auf die Godfrey nun die glühenden Steine schichtete. Zuletzt zündete er auf diesen Steinen ein Holzfeuer an und er hatte so einen Backofen, in dem die härteste Camawurzel weich wurde. Nach 1 Stunde konnte er die Wurzeln herausgraben, die sich nun leicht zerdrücken ließen und bestens schmeckten.

Man kann sich denken, daß die beiden Freunde ihre Hühner und die Wurzeln mit wahren Hochgenuß verdrückten.

Der Tag verging so mit Essen und Wassertrinken. Tartelett sprang außerdem dauernd umher, um das Feuer am Leben zu erhalten. Die Nacht verlief ohne jeden Zwischenfall. Sie wurden am Morgen geweckt durch den Hahn und das Knistern des Feuers, das ihnen wie Musik in den Ohren klang. Godfrey hatte die Augen aufgeschlagen, als er plötzlich einen Luftzug aus der Höhe des Will-tree an seinem Gesicht spürte. Irgendwo oben an der ersten Gabelung mußte sich eine Öffnung befinden! Sollte der Blitz ein Loch geschlagen haben? Godfrey beschloß, zuerst einmal die Sequoia von außen zu untersuchen. Der Weg des Blitzes zeichnete sich deutlich ab.

Der Stamm war dort, wo der Blitz hindurchgegangen war, vollständig entrindet, von den Ästen bis zur Wurzel. Wäre der Blitz in das Innere gelangt, wären Godfrey und Tartelett zweifellos erschlagen worden. Erst jetzt erkannte Godfrey, in welcher Gefahr sie geschwebt hatten.

Offenbar war die Sequoia dort, wo der Blitz sie zuerst getroffen hatte, gespalten worden, so daß durch diese Öffnung Luft ins Innere drang.

Godfrey suchte einen harzreichen Zweig, den er als Fackel verwenden konnte. Ein Fichtenreiser war schnell gefunden. Mit diesem Licht in der Hand war es leicht, die innere Anordnung des Will-tree zu übersehen. Etwa 7 m über dem Boden bildete eine unregelmäßige Wölbung eine Art Decke. Darin bemerkte Godfrey einen offenen engen Gang, dessen Fortsetzung sich im Dunkel verlor. Offenbar war der Baum in seiner ganzen Länge hohl. Vielleicht aber fanden sich darin noch einzelne Reste vom Splint. Das mußte es schwierig machen, innen heraufzuklettern. Godfrey wollte das sofort untersuchen: 1. um die Öffnung gegen Wind und Regen zu verschließen, 2. um sicherzustellen, daß keine wilden Tiere von oben eindringen konnten, 3. weil er neugierig war.

Er steckte seine Fackel in einen Spalt zwischen zwei Wurzeln und schwang sich dann an einigen Vorsprüngen empor. Wie alle Amerikaner war er gymnastische Übungen gewöhnt. Bald hatte er in der ungleichen Höhlung eine engere Stelle erreicht, von der aus er sich wie ein Schornsteinfeger, mit Armen und Knien anstemmend, hochziehen konnte. So kam er höher und höher. Wenn er einen kleinen Vorsprung fand, ruhte er sich einen Augenblick aus. Jetzt fühlte er schon einen stärkeren Luftzug, den er begierig einatmete, denn im Innern des Baumes war die Luft nicht gerade erfrischend. Der Schlauch verengte sich allmählich. Plötzlich hörte Godfrey ein seltsames Geräusch. Es war, als kratzte etwas im Innern des Baumes, gleichzeitig erschreckte ihn ein Pfeifen. Godfrey hielt an.

Sollte es hier Schlangen geben? Bisher hatten sie davon nichts gemerkt. Nein, es mußte ein Vogel sein, denn als Godfrey vorsichtig höherkletterte, hörte er ein deutliches Krähen und einen Flügelschlag. Wahrscheinlich hatte er einen Vogel aufgescheucht, der hier nistete.

Wenige Augenblicke später steckte Godfrey seinen Kopf

durch die Öffnung, im gleichen Augenblick entfloh eine Art Dohle mit lautem Krächzen. Bald saß Godfrey bequem in den Ästen des Baumes. Der ungeheure Stamm des Riesenbaumes trug hier einen ganzen Wald. Mühevoll mußte Godfrey von Ast zu Ast gleiten, durch dichtes Grün, bis er die oberste Etage des Will-tree erreicht hatte. Die obersten Zweige beugten sich bereits unter seinem Körpergewicht. Ein weiter Horizont umschloß die Insel Phina, die sich wie auf einer Reliefkarte unter ihm ausbreitete. Das Meer war noch immer verlassen.

Aber da, im Norden der Insel? War es nicht wieder ein Rauch, der dort aufstieg? Eine feine, oben fast dunkelblaue Rauchsäule stieg ruhig in der klaren Luft empor.

Da mußte jemand ein Feuer angezündet haben! Godfrey bemühte sich, die Himmelsrichtung so genau wie möglich zu bestimmen. Die Stelle mußte 6 km vom Will-tree entfernt sein. Wenn er durch das Weideland direkt nach Nordosten ging und sich dann am Strand entlang hielt, mußte er zweifellos die Felsen finden, über denen jetzt die Rauchsäule stand. Mit klopfendem Herzen stieg Godfrey von seinem Beobachtungsposten herunter. Er sammelte schnell etwas Moos und kleinere Zweige, dann glitt er in die Öffnung hinein, die er sorgfältig verstopfte.

Mit einigen Worten verständigte er Tartelett von seinem Spaziergang, dann eilte er in nordöstlicher Richtung davon. Das war ein Weg von 2 Stunden, erst durch grüne Wiesen, durch lichten Wald und zwischen engen Hecken, dann am Strand entlang. Endlich kam er an der ersten Felsenkette an. Aber hier sah er keinen Rauch. Sorgfältig suchte er diese Gegend ab, er rief ... Niemand antwortete. Von einem Feuer war nicht einmal eine Spur zu entdecken, kein Aschenrest. Hatte er sich getäuscht?

Vielleicht war hier eine Quelle, ein Geysir, der regelmäßig Wasser kochte? Hiermit ließe sich die Rauchsäule er-

klären.

Godfrey kehrte enttäuscht um. Auf dem Rückweg beobachtete er mehrere Wapitihirsche, die in rasender Eile vorbeiflitzten. Gegen 16 Uhr war er wieder am Will-tree. Von weitem hörte er schon das Kratzen der Geige.

Professor Tartelett stand in der Haltung einer Feuerpriesterin mit feierlichem Ernst vor dem Feuer und spielte eine Serenade, Haydns Wassermusik.



Geduld: so hieß jetzt das oberste philosophische Prinzip.

Godfrey war entschlossen, sich ihm unterzuordnen. Ohne Zögern beschäftigte er sich mit der Vervollkommnung der Einrichtung des Will-tree. Fehlte schon der Komfort, sollte es wenigstens an der Sauberkeit nicht mangeln.

Mehrmals in der Woche wurden die Laubbetten erneuert.

Als Tischgeschirr dienten ihnen Muschelschalen, deren Sauberkeit mit der der Teller und Schüsseln in einem amerikanischen Restaurant bestimmt konkurrieren konnte. Godfrey war ein richtiger Saubermann. Er hatte aus einem Stück ebener Rinde und vier in den Boden gerammten Pfählen einen Tisch gebaut. Dicke Baumstümpfe dienten als Hocker. Sie mußten also nicht mehr auf Knien essen. Kopfzerbrechen machte ihnen die Kleidung. Sie schonten ihre Habseligkeiten so gut es ging.

Bei warmem Wetter gingen sie halbnackt. Wie sollten sie aber nach einiger Zeit ihre Hosen und Hemden ersetzen? Vorerst wusch Tartelett ihre Kleidung regelmäßig.

Godfrey beschäftigte sich mehr mit dem Proviant. Täglich suchte er einige Stunden nach Wurzeln und Früchten.

Aus dünnen Zweigen verfertigte er eine Art Netz, mit dem er fischen ging. Der Küche fehlte jedoch noch eine Hauptsache – nämlich der Fleischtopf. Ein einfacher Topf aus Blech oder Gußeisen. Ohne dieses einfache Instrument der Zivilisation konnten sie kein gekochtes Fleisch, keinen Kochfisch zubereiten. Immer nur gab es Braten vom Rost. Niemals hatten sie eine kräftige Brühe.

Aber worin sollten sie die kochen? Godfrey hatte eine zweite ausgehöhlte Sequoia gefunden, die er zum Hühner-

stall ausbauen wollte. Die Hühner und Hähne gewöhnten sich bald an ihre neue Behausung, sie brüteten in trockenen Graslagern und bald liefen schon kleine Küken umher. Die Hühner wurden übrigens nachts eingeschlossen, um sie vor Raubvögeln zu schützen.

Für die Schweine und Lämmer brauchten sie keinen Stall, denn das Vieh fühlte sich in ihrer Nähe wohl. Nahrung fand es genug in der Umgebung des Will-tree. Es war also in der Nähe ihrer Wohnung recht belebt. Glücklicherweise schien es auf der Insel Phina keine wilden Tiere zu geben, so daß sie sich darüber keine Sorgen zu machen brauchten. So lebten sie dahin, bis am 29. Juli sich ihre Lage wesentlich verbessern sollte.

Godfrey wanderte an diesem Tag schon am frühen Morgen am Strand entlang. Er suchte noch immer nach Wrackteilen der *Dream*. An diesem Tage wurde seine Aufmerksamkeit durch einen merkwürdig geformten Felsen erregt, der inmitten des Sandes zwischen Tang und Schlick hervorragte.

Eine Ahnung stieg in ihm auf, schnell rannte er herzu.

Tatsächlich: was er zuerst für einen Felsen gehalten hatte, erwies sich als eine halb im Sand vergrabene Reisekiste.

War das ein Gepäckstück von der *Dream*? Befand sich diese Kiste seit dem Untergang der *Dream* hier oder stammte sie aus einem anderen Schiffbruch? Auf jeden Fall war das eine gute Prise.

Godfrey prüfte die Kiste zunächst von außen: keine Spur von einer Adresse, kein Absender. Nicht einmal Initialen waren eingraviert, wie es auf amerikanischem Reisegepäck üblich ist. Vielleicht fand sich aber im Innern ein Papier, auf dem Herkunft und Nationalität des Reisenden vermerkt waren? Offensichtlich war die Kiste hermetisch verschlossen, so daß der Inhalt vom Meerwasser nicht

angegriffen sein konnte. Wirklich, der Koffer war mit dickem Leder bezogen und mit Kupfer beschlagen und überdies mit breiten Riemen zugeschnallt.

Natürlich dachte Godfrey nicht daran, den Koffer zu zerstören. Allerdings würde es unmöglich sein, ihn zum Will-tree zu schleppen. Er mußte ihn schon an Ort und Stelle entleeren. Von hier bis zum Will-tree waren es ungefähr 3 km. Die Arbeit würde also einige Mühe machen. Was enthielt nun eigentlich dieser Koffer.

Bevor Godfrey Tartelett die gute Nachricht brachte, wollte er erst einmal nachsehen. Er löste also die Riemen und legte das Schloß frei. Wie war das zu öffnen? Er mußte sich hüten, sein Messer bei dieser Operation zu zerbrechen. Er suchte also einen größeren Stein, mit dem er das Schloß zertrümmern wollte.

Er schlug einmal kräftig gegen das Schloß, das merkwürdigerweise sofort nachgab. Endlich war die Kiste offen. Die Wände waren sehr dick und innen mit Zink ausgeschlagen, so daß der Inhalt in gutem Zustand sein mußte.

Und was fand Godfrey nun? Er hätte laut jubeln können. Zuerst zog er Hemden hervor, Servietten, Tücher, Decken, Unterhosen, einen Anzug, Pullover, einige Westen, zwei Paar Stiefel, Jagdschuhe, Gummistiefel, Filzhüte.

Dann in zweiter Lage: ein Fleischtopf, Siedekessel, Kaffee- und Teemaschine, mehrere Löffel und Gabeln, Messer, ein Spiegel, Schuhbürsten, dann zwei große Flaschen Weinbrand, dann einige Pfund Tee und Kaffee!

Zuunterst schließlich: Hohlbohrer, Drillbohrer, Sägen, Nägel und Schrauben, eine Spitzhacke, ein Beil. Dann ein Jagdmesser, 2 Flinten, 10 Pfund Pulver, Kugeln und Patronen, endlich eine kleine Hausapotheke, ein Kompaß und eine Uhr. Dann Schreibpapier, Toilettenpapier, Federn und Tinte, ein Kalender, eine Bibel und ein Ratgeber: *Der*

*gediegene Campingkoch!* Wirklich, ein Inventar, wie es besser nicht sein konnte.

Godfrey hatte alle Gegenstände rings um sich auf den Strand gebreitet. Nirgends fand sich ein Hinweis auf den Besitzer dieser Kiste, aber im Fundbüro hätte Godfrey sie doch nicht abgegeben. Endlich waren die Lebensbedürfnisse der beiden Schiffbrüchigen für längere Zeit gesichert! Selbstverständlich konnte Godfrey alle Sachen nicht auf einmal mit zum Will-tree schleppen. Er mußte mehrmals hin und her wandern. Eile war geboten, denn das Wetter zeigte Regen an. Den größten Teil der Gegenstände legte Godfrey in die Kiste zurück, er belud sich mit einer Flinte, einem Revolver, einer Menge Pulver und Blei, nahm ein Jagdmesser und den ersehnten Fleischtopf.

Wie wurde er von Tartelett empfangen!? Der Fleischtopf versetzte den Professor in eine derartige Begeisterung, daß er sofort eine Serie von Luftsprüngen im 6/8-Takt vollführte.

Es war Mittagszeit. Nach einem kleinen Frühstück wollte Godfrey sofort zu seinem Fund zurückkehren. Tartelett mußte natürlich mitgehen. Nun brauchte er auf das Feuer nicht mehr zu achten, denn mit dem Pulver konnten sie es jederzeit entfachen. Während ihrer Abwesenheit sollte ein größeres Fleischstück durchkochen. Sofort wurde in dem Fleischtopf mit einigen Litern Quellwasser ein Schweineviertel angesetzt, einige Wurzeln dazu und mit Meersalz gewürzt.

Sie rannten nun zurück zu ihrer Kiste. Unter den Begeisterungsschreien Tarteletts wurde sie entleert. Auf dem ersten Rückweg konnten sie die Waffen, die Munition und einen Teil der Kleidung forttragen. Nach dieser Anstrengung gönnten sie sich einige Schlucke der Schweinebouillon, die ganz vorzüglich schmeckte. Auch das Schweinefleisch war ausgezeichnet. Die Entbehrung hatte sie be-

scheiden gemacht.

Am folgenden Tag hatten sie nach drei weiteren Touren den Inhalt der Kiste heimgeschafft. Am Abend lag alles geordnet und sortiert im Will-tree. Am 11. August schließlich stand die Kiste selbst als Kommode und Schmuckstück im Will-tree. Tartelett sah jetzt die Zukunft in den hellsten Farben. An diesem Abend trat er vor Godfrey hin, die Geige in der Hand, er verbeugte sich: »Wäre es nicht Zeit, unsere Tanzstunden wieder aufzunehmen?« sagte er.

Die Zukunft sah also schon rosiger aus. Godfrey trug sich bereits mit dem Gedanken, ein Boot zu bauen. Aber Tarteletts Ideen über den Wohnkomfort beschäftigten sie beide in den nächsten Wochen. Godfrey beschloß, ihre Garderobe so weit wie möglich zu schonen.

»Warum eigentlich«, schimpfte Tartelett, »wir sind doch keine Wilden!«

»Doch, wir sind Wilde!«

»Meinetwegen. Dann werden wir aber wenigstens sonntags Hemden anziehen. Schließlich müssen wir die guten Sitten wahren. Es ist unanständig, die ganze Woche nackt herumzulaufen.«

»Gut, aber heute ist Montag.« Glücklicherweise besaßen sie nun einen Kalender, mit dem sie die Tage bestimmen konnten. Tartelett wurde von seiner Aufgabe als Feuerwächter entbunden, denn das Pulver machte ein ständiges Feuer überflüssig. Er erhielt den Auftrag, täglich Wurzeln und Früchte zu sammeln. Leider mußte er zu diesem Zweck Tag für Tag mehrere Kilometer laufen, was ihm mißfiel. Aber mit der Zeit gewöhnte er sich daran.

Godfrey kümmerte sich um die Haustiere und übernahm das Amt des Fleischers, das ihm auch nicht gerade Spaß machte. Er sorgte für Abwechslung auf dem Speiseplan, kochte eine Bouillon, suchte das Fleisch aus und beschloß, Jagd auf Wild zu machen. Die Möbel im Will-tree konnte er nun mit dem Werkzeug aus der Kiste verbessern. Der Tisch wurde geglättet, die Hocker grade gesägt. Die Küchengeräte standen jetzt auf Brettern längs der Höhlenwand.

Aus mehreren Rindenstücken stellte Godfrey eine Tür

her, gleichzeitig brach er zwei kleine Fenster aus, die Luft und Licht hereinließen. Sie konnten durch Läden nachts geschlossen werden. Wie er im Winter die Höhle beleuchten sollte, wußte Godfrey noch nicht. Er nahm sich jedoch vor, aus Lämmertal Kerzen zu produzieren.

Ein weiteres Problem stellte der Schornstein dar. Gegenwärtig, da die schöne Jahreszeit es erlaubte, konnten sie im Freien oder in einem benachbarten Baum ihre Feuerstelle unterhalten. Doch was sollte geschehen, wenn der Regen in Strömen goß, wenn die Kälte sie zwang, in ihrer Höhle zu bleiben? Godfrey wußte hierfür noch keine Lösung. Die beiden Ufer des breiten Baches in ihrer Wiese hatte Godfrey miteinander verbunden, in tagelanger Arbeit hatte er einen Brückensteg errichtet.

Versuchte Godfrey so, ihr Dasein bequemer zu machen, vergaß er jedoch auch nicht, Maßnahmen zu treffen, die ihre Rettung erleichtern sollten. Es war klar, daß die Insel Phina an keinem Schiffsweg lag. Trotzdem mußte er ein Mittel suchen, um die Aufmerksamkeit eventuell passierender Schiffe zu erregen. Zu diesem Zweck errichtete er auf einer Landzunge, die nach Norden vorsprang, einen Flaggenmast. Ein Stück Stoff aus der Kiste wurde geopfert und da ihm das Weiß zu unauffällig erschien, färbte Godfrey es mit einigen wilden Beeren dunkelrot. Diese Arbeiten beschäftigten ihn bis Mitte August. Das Wetter war bis dahin, abgesehen von einigen Gewittern, unverändert schön gewesen.

Zu dieser Zeit begann Godfrey, auf die Jagd zu gehen.

Rebhühner und Schnepfen boten eine angenehme Abwechslung. Und Tartelett begrüßte es sehr, als Antilopen-Steaks und Koteletts auf den Tisch kamen.

Bei seinen Streifzügen lernte Godfrey die Insel immer besser kennen. Aus seinen Nachforschungen ergab sich, daß die Insel Phina frei von wilden Tieren, frei von

Schlangen und gefährlichen Echten war. Außerdem war das Land offensichtlich unbewohnt, denn Eingeborene hätten sich bestimmt schon bemerkbar gemacht. Es blieb nur noch die Rauchsäule, deren Herkunft er sich nicht erklären konnte. Godfrey hatte niemals die Spuren eines Feuers entdeckt und die Insel schien auch keinen Geysir zu besitzen, da sie deutlich nichtvulkanischen Ursprungs war. Übrigens hatte Godfrey den Rauch nicht mehr gesehen und nach einigen Wochen vergaß er, darüber nachzudenken.

Am 13. September nun trat ein Ereignis ein, das jedem wirklichen oder erdichteten Robinson einmal widerfährt.

Gegen 3 Uhr nachmittags wurde Godfreys Aufmerksamkeit durch einen langen Rauchstreifen erregt. Er war gerade zum Flaggenmast auf der Landzunge gewandert.

Von hier aus sah er durch sein Fernrohr einen Rauch, der vom Westwind direkt auf die Insel zugetrieben wurde.

»Ein Schiff! Ein Schiff!«

Aber würde dieser Dampfer an der Insel Phina vorbeikommen? Und würde er seine Signale beachten? Zwei Stunden lang wartete Godfrey mit Ungeduld. Wirklich, der Dampfer kam näher, die Rauchsäule vergrößerte sich und Godfrey konnte deutlich erkennen, wann neue Kohle nachgelegt wurde. Endlich erschien der Dampfer auf der Scheidelinie zwischen Himmel und Wasser. Es war, wie Godfrey erkannte, ein großer Dampfer, der einen nordöstlichen Kurs hielt und wahrscheinlich nahe der Insel vorbeikommen mußte.

Zuerst wollte Godfrey zurückrennen und Tartelett verständigen. Aber dann hätte er das Schiff aus den Augen lassen müssen. Ein Mann war sicher so gut zu erkennen wie zwei. Gegen 5 Uhr konnte Godfrey schon die 3 Mäste erkennen und dann auch die Farben der Fahne. Es war die Fahne der USA.



Wenn er diese Fahne erkennen konnte, mußten sie an Bord doch unbedingt auch seine sehen! Godfrey begann, mit seinem Fahnentuch zu manövrieren, wie man es bei einer Begrüßung auf See tut. Dann setzte er die Fahne auf Halbmast, was nach Seemannsbrauch bedeutete, daß er Hilfe benötigte. Die Flagge des Dampfers antwortete nicht.

Gegen 6½ Uhr begann es zu dämmern. Godfreys Herz zog sich zusammen. Der Dampfer glitt jetzt, vielleicht 2 Seemeilen entfernt, vorbei. Die Sonne verschwand unter dem Horizont. Godfrey zog verzweifelt sein Flaggentuch auf und ab, niemand antwortete ihm. Er feuerte einige Schüsse ab, die aber wegen der großen Entfernung ungehört verhallen mußten. Es wurde allmählich Nacht und in einer Stunde mußte der Dampfer verschwunden sein. Godfrey hatte jetzt die Idee, einige trockene Bäume anzuzünden, die dicht hinter dem Fahnenmast standen.

Er setzte sie also mit Hilfe des Pulvers in Brand und bald loderte eine ungeheure Flamme empor. Die Lichter des Dampfers antworteten nicht. Traurig kehrte Godfrey zum Will-tree zurück, mit einem größeren Gefühl von Verlassenheit, als er je empfunden hatte.

Dieser Schlag traf Godfrey hart. Würde sich je wieder eine derartige Gelegenheit bieten? Godfrey verbrachte eine recht traurige Nacht. Jeden Augenblick fuhr er erschreckt hoch. Ihm war, als hätte er von der offenen See her einen Kanonenschuß vernommen. Hatte der Dampfer das Feuer doch noch bemerkt und gab er jetzt einen Signalschuß ab? Godfrey horchte ... aber das alles war eine Illusion seiner überreizten Nerven. Am nächsten Morgen wußte Godfrey beinahe nicht mehr, ob das gestrige Erlebnis auch nur in seiner Einbildung existierte.

Godfrey erzählte Tartelett kein Wort davon. Warum hätte er den Anstandslehrer, der nur 24 Stunden voraus dachte, beunruhigen sollen? Tartelett hatte San Franzisko fast vergessen und sein einziger Kummer war, daß er hier in der Wildnis keine Schüler hatte.

Sorglos wanderte Tartelett umher, zu sorglos, wie sich an diesem Tag zeigen sollte. Gegen 4 Uhr nachmittags war er ausgegangen, um am Strand Austern zu suchen.

Plötzlich sah Godfrey ihn in vollem Lauf zurückrennen.

Seine Haare hatten sich gestäubt und auf seinem Gesicht malte sich das Entsetzen.

»Was ist denn los?«

»Da, da!« rief Tartelett und zeigte nach dem Meer. »Ein Kanu! Eine große Flottille von Wilden! Kannibalen!«

Godfrey blickte hinaus. Es handelte sich zwar nicht um eine Flottille, aber ein kleineres Fahrzeug bewegte sich in der Entfernung einer halben Meile auf die Landspitze mit dem Flaggenmast zu.

»Und warum sollen das Kannibalen sein?«

»Auf jeder Robinson-Insel landen früher oder später

Menschenfresser!«

»Vielleicht ist das ein Boot des Dampfers, der gestern vorbeikam!«

»Davon haben Sie mir nichts gesagt!« rief Tartelett und hob die Hände verzweifelt zum Himmel.

»Wir werden gleich sehen, woran wir sind!«

Godfrey rannte zum Will-tree, griff zum Fernrohr und bezog am Waldrand Stellung. Von hier aus konnte er das Boot genau beobachten.

Das Fernrohr fiel Godfrey fast aus den Händen.

Tartelett schlotterten die Knie.

Es war wirklich ein Boot mit Wilden, das auf die Insel zukam. Konstruiert wie eine Pirogge der polynesischen Inseln, trug es ein großes Segel aus Bambus. Ein an Backbord befestigter Ausleger hielt das Boot im Gleichgewicht. Godfrey konnte ein Dutzend halbnackter Neger zählen.

Godfrey bedauerte jetzt, die Fahne aufgezogen zu haben.

Sie verriet den Wilden ohne Zweifel die Anwesenheit der beiden Schiffbrüchigen.

Godfrey verfolgte den Weg der Eingeborenen mit dem Fernglas vor Augen. Sie hatten jetzt die Landzunge umrurt und hielten auf den Strand zu. Schließlich legten sie genau dort an, wo der kleine Bach mündete. Sollten sie ihm folgen, mußten sie unweigerlich den Will-tree entdecken. Godfrey und Tartelett rannten zu ihrer Unterkunft zurück, um alle nötigen Sicherheitsmaßnahmen zu treffen.

»Kaum sind wir 3 Monate hier und schon lassen sich Kannibalen blicken«, schimpfte Tartelett. »Daniel Defoe hat also nicht übertrieben.«

Das Feuer im Innern der Sequoia wurde gelöscht. Die Hühner und Küken befanden sich schon in ihrem Stall, dessen Eingang Godfrey mit Zweigen zudeckte. Die anderen Tiere wurden in die Wiese gejagt. Alle Werkzeuge und Instrumente wurden in die Wohnung geschafft, damit

nichts die Anwesenheit menschlicher Wesen verraten konnte. Godfrey und Tartelett traten in den Will-tree und schlossen die Tür, ebenso die beiden Fenster. So saßen sie die ganze Nacht in völliger Dunkelheit.

Das Knacken eines Zweiges, ein Windhauch ließ sie schon zusammenschrecken. Es schien, als ob jemand um den Will-tree herumschlich. Vorsichtig öffnete Godfrey einen Laden und blickte ängstlich in das Dunkel hinaus. Noch bemerkte er nichts. Dann aber waren deutlich Schritte vernehmbar. Godfrey spähte noch einmal hinaus, sah aber nichts als eine Ziege, die unter den Bäumen Schutz suchte.

Sollten wirklich Wilde in den Baum eindringen, dann wollte Godfrey Tartelett mit nach oben schleppen. Aus den oberen Zweigen des Riesenbaumes mußte eine Verteidigung leichter sein. Mit Flinten und Revolvern in der Hand hatten sie eine Chance gegen die Wilden.

Es kam während dieser langen Nacht jedoch zu keinem Angriff der Wilden. Vielleicht warteten sie den Tag für ihren Angriff ab. Sie konnten ja nicht wissen, daß sie es nur mit zwei Schiffbrüchigen zu tun hatten.

»Vielleicht gehen sie aber auch wieder in See?«

»Warum haben sie dann auf der Insel übernachtet?«

Tartelett wußte vor Schreck keine Antwort. Sicherlich hatte die Wilden der Appetit auf Menschenfleisch hierher verschlagen.

»Wir müssen bei Tageslicht die Gegend erkunden!«

»Wir?«

»Ja, wir beide, wir können uns jetzt nicht trennen ... bis zur Abfahrt des Kanus.«

»Pst! ich höre draußen etwas.«

»Es sind nur die Tiere im Forst!«

Tartelett seufzte. Jetzt dachte er doch wieder an den Palast von Onkel Will, in dem so etwas bestimmt nicht pas-

sieren konnte.

»Sie können doch eine Flinte halten, Tartelett?«

»Halten ... sicherlich.«

»Vielleicht vertreibt allein der Knall die Wilden!«

Godfrey öffnete nun vorsichtig die Fensterläden. Richtung Süden sah er nichts Außergewöhnliches, die Haustiere grasten friedlich. Godfrey schloß diese Fenster wieder. Die nach Norden gelegene Öffnung bot Einblick zum Strand. Godfrey suchte mit dem Fernrohr nach den Wilden. Alles war vollkommen ruhig. Hatten die Wilden die Insel wieder verlassen?

Da! Die Wilden mußten von der Anwesenheit der Schiffbrüchigen wissen. Die Fahne stand nicht mehr an ihrem Mast.

»Vorwärts!« sagte Godfrey.

»Müssen wir jetzt wirklich weggehen?«

»Wollen Sie etwa hierbleiben, allein?«

»Niemals!«

»Dann kommen Sie!« Bevor sie fortgingen, überzeugten sie sich, ob ihre Waffen geladen waren. Tartelett warf sein Gewehr mit der Geschicklichkeit eines Pomotou-Indianers über den Rücken. Außerdem trug jeder noch eine Patronentasche und ein Jagdmesser. Tartelett wollte unbedingt seine Geige mitnehmen. Er meinte, die Wilden könnten über eine Serenade sehr entzückt sein. Es kostete Godfrey einige Mühe, dies dem Professor auszureden. Gegen 6 Uhr morgens traten sie hinaus. Alles still ringsum.

Der Professor, der sich kampfbereit gemacht hatte, folgte mit zögernden Schritten. Godfrey verschloß sorgfältig die Tür. Außerdem warf er einige Bündel Reisig davor.

Dann lief er zum Bach, dem er bis zur Mündung folgen wollte. Tartelett folgte nur, weil er Furcht hatte, allein zu bleiben.

Am Rande der Baumgruppe hielt Godfrey still. Mit dem Fernrohr suchte er die ganze Strecke des Ufers ab, von der nordöstlichen Ecke der Insel bis zum Flaggenstock.

Die äußerste Spitze dieses Kaps war ebenfalls menschenleer, doch mußten sich dort zweifellos Fußspuren finden.

Auf dem Meer war kein Fahrzeug sichtbar. Möglicherweise fuhren die Wilden unter dem Schutz der Felsen nahe

dem Ufer entlang. Godfrey wollte hierüber Gewißheit haben. Er mußte wissen, ob das Kanu die Insel schon verlassen hatte. Also mußten sie die Stelle aufsuchen, an der die Wilden gestern gelandet waren. Die von verschiedenen Baumgruppen umschatteten Ufer des Baches waren glücklicherweise auf eine längere Strecke mit Buschwerk eingrahmt, so daß sie sich ohne Gefahr der Landungsstelle nähern konnten. Sie mußten mit größter Vorsicht vordringen. Godfrey hielt es für möglich, daß die Wilden, ermüdet von der langen Überfahrt, so früh am Morgen noch nicht auf den Beinen waren. Vielleicht konnte er sie überumpeln.

Die Gewehre wurden entsichert und sie schlichen wacker am linken Ufer des Wasserlaufs entlang. Nur einzelne Vögel flatterten auf. Von einem Baum zum anderen gleitend, kamen sie dem Strand näher, verborgen von den dichten Büschen. Sie mußten mißtrauisch sein, denn es konnte sie ja jeden Augenblick eine Pfeil treffen. Trotz aller Ermahnungen stürzte Tartelett mehrmals über die Baumwurzeln, so daß es in der ganzen Umgebung zu hören sein mußte. Godfrey fing schon an zu bedauern, daß er diesen ungeschickten Mann mitgenommen hatte.

Es wäre besser gewesen, ihn im Will-tree einzuschließen.

Nach einer Stunde waren sie ungefähr einen Kilometer vorangekommen. Es war nicht so einfach, sich zwischen den Büschen und durch das Gras zu winden. Godfrey hielt an. Er konnte jetzt zur Rechten wie zur Linken das ganze Wiesenland überblicken. Auch jetzt zeigte sich noch nichts Beunruhigendes. Gewiß waren die Wilden, da sie über die Anwesenheit von Menschen unterrichtet sein mußten, ebenso vorsichtig wie die Schiffbrüchigen.

Sollten sie sich in dieser Gegend befinden, dann hatten sie zwischen den vielen Mastix- und Myrthenbüschen die

besten Möglichkeiten, ihnen einen Hinterhalt zu legen.

Merkwürdigerweise wurde Tartelett, je weiter sie kamen, ohne den Feind zu sehen, immer selbstsicherer. Er verlor alle Angst und sprach verächtlich von diesen »Herren Kannibalen«. Godfrey hingegen wurde immer ernster und verdoppelte die Vorsichtsmaßnahmen. Nach einer weiteren Stunde waren sie am Ufer. Hier war es schon schwieriger, sich zu verbergen. Godfrey warf sich platt auf den Boden und befahl Tartelett, es ihm gleichzutun.

»Es gibt keine Menschenfresser mehr, sie sind wegge-  
laufen!«

»Sie sind noch hier, ducken Sie sich. Und feuern Sie nur  
auf meinen Befehl.«

Sofort versagten dem Professor die Beine, er sank in den  
Sand. Godfrey hatte recht.

Von dem Platz aus, wo sich beide befanden, konnte man  
weder die Küste noch die Stelle sehen, an der das Flöß-  
chen ins Meer mündete. Ein vorspringender Winkel des  
höheren Uferlandes beschränkte die Aussicht. Aber sie  
sahen dichten Rauch senkrecht in die Luft steigen.

Sollte dieser Rauch von derselben Art sein, wie der, den  
er schon früher beobachtet hatte? Waren die Wilden schon  
früher auf der Insel gewesen? Sie robbten sich langsam  
voran, bis sie an eine Stelle kamen, die ihnen den Blick  
über die ganze Uferpartie freigab. Vor Schreck hätten sie  
beinahe aufgeschrien. Godfrey sah nun vor Augen, was er  
zu erfahren gehofft hatte. Ein großes, auf dem Vorland  
zwischen niedrigen Stämmen aufloderndes Feuer sandte  
seine Rauchwirbel empor. Die Wilden rannten hin und her  
und schlepten Holz herbei. Das Kanu lag an einen schwe-  
ren Stein gebunden in der Nähe und tanzte bei der anstei-  
genden Flut auf den langen Wellen der leichten Brandung.

Godfrey konnte deutlich erkennen, was dort am Strand  
vorging. Sogar das Knacken und Knistern des Feuers war



deutlich zu hören. Er erkannte, daß er einen Angriff von hinten nicht zu fürchten brauchte, denn alle Schwarzen, die er gestern gezählt hatte, waren hier beschäftigt.

Sie ramnten zwei Pfähle in den Boden, offensichtlich, um einen Bratspieß nach polynesischer Mode herzustellen. Einer der Eingeborenen, vielleicht ihr Chef, ging auf und ab und beobachtete das Innere der Insel. Er trug auf den Schultern das rote Flaggentuch.

Der 12. Wilde endlich lag, fest an einen Pfahl geschnürt, auf der Erde.

Aha: der Bratspieß war errichtet, um ihn zu schmoren.

Man sieht, daß alle Robinsonaden einander so ähneln, daß man meinen könnte, sie seien voneinander abgeschrieben worden.

Godfrey beschloß, es Robinson gleichzutun und den Wilden die Mahlzeit zu verderben. Er konnte diesen Unglücklichen nicht den Mägen dieser Kannibalen überlassen! Er war ja gut bewaffnet, und bis an die Zähne bewaffnet, mußte er doch fertig werden mit diesen 11 Schurken. Er wartete also höchst kaltblütig auf den Augenblick, in dem er einen riesigen Donnerschlag inszenieren konnte.

Er brauchte nicht lange zu warten.

Nach 20 Minuten trat der Häuptling an das Feuer. Er wies mit einer majestätischen Handbewegung auf den Gefesselten. Godfrey erhob sich, Tartelett folgte ihm unwillkürlich. Godfrey meinte, die Wilden würden bei seinem Anblick entfliehen, aber tatsächlich schien es, als bemerkten sie ihn überhaupt nicht. Vielmehr banden jetzt 2 Wilde den Gefangenen los und zwangen ihn, neben das Feuer zu treten.

Er war noch ein junger Mann, der im Vorgefühl seiner letzten Stunde versuchte, Widerstand zu leisten. Er wurde jedoch überwältigt, niedergedrückt, und der Häuptling nahm ein Steinbeil, kam auf den Unglücklichen zu, um

ihm den Schädel zu zertrümmern. Godfrey stieß einen Schrei aus, dem sofort ein Knall folgte. Eine Kugel pfiff durch die Luft. Sie mußte den Häuptling tödlich getroffen haben, denn der stürzte zu Boden. Beim Krachen des Schusses erstarrten die Wilden, als hätten sie niemals einen Gewehrschuß vernommen. Als sie Godfrey sahen, ließen sie sofort ihren Gefangenen frei. Er rannte sofort auf seine unerwarteten Retter zu.

Da donnerte schon ein zweiter Schuß. Tartelett hatte, ohne zu zielen und mit geschlossenen Augen, abgedrückt.

Der Rückstoß versetzte ihm einen so heftigen Schlag, wie ihn der Tanzlehrer nie bekommen hatte. Doch welcher Zufall! Ein zweiter Wilder sank neben dem Häuptling nieder.

Jetzt entstand eine kopflose Flucht. Die Wilden mußten sich über den Anblick der Weißen, die den Blitz schleudern konnten, unmäßig erschrocken haben. Sie rafften ihre Verwundeten oder Toten auf, schlepten sie mit sich fort, stürzten in ihr Kanu und ruderten mit ganzer Kraft, um aus der Bucht herauszukommen. Dann entfalteten sie das Bambussegel, steuerten auf den Vorberg der Flaggen spitze zu und waren sehr bald dahinter verschwunden.

Godfrey wollte sie nicht verfolgen. Warum hätte er noch mehr Wilde töten sollen? Er hatte ihr Schlachtopfer gerettet, und das war die Hauptsache. Sie brauchten nur noch den Sieg zu feiern, an dem Tartelett einen so wichtigen Anteil hatte.

Der Gefangene war inzwischen zögernd nähergekommen. Vor den Weißen angekommen, fiel er auf die Knie, beugte den Kopf und nahm schließlich Godfreys Fuß in die Hand, den er sich auf den Schädel setzte.

Man hätte fast glauben können, daß dieser Eingeborene Polynesiens ebenfalls den Robinson Crusoe gelesen hatte.

Godfrey hob den armen Teufel, der vor ihm liegen blieb, sofort auf. Es war ein Mann von höchstens 35 Jahren, nur bekleidet mit einem Stück Stoff um die Hüften. Aus seiner Schädelbildung konnte man den Typ des afrikanischen Negers erkennen. Wie es gekommen sein mochte, daß ein Neger aus dem Sudan oder aus Abessinien in die Gewalt der Eingeborenen einer Insel im Stillen Ozean gelangt war, hätte Godfrey freilich nur erfahren können, wenn der Schwarze Englisch oder eine der europäischen Sprachen gesprochen hätte. Doch zeigte es sich bald, daß der Unglückliche nur ein vollständig unverständliches Idiom hervorbrachte – wahrscheinlich die Sprache der Eingeborenen, zu denen er in früher Jugend gekommen sein mußte.

Godfrey hatte den Neger auf Englisch nach seinem Namen gefragt, aber keine Antwort darauf erhalten.

Nicht ohne Mühe machte er ihm verständlich, daß er seinen Namen wissen wolle. Nach mehreren Versuchen antwortete der Neger, der übrigens ein ganz intelligentes und ehrliches Gesicht hatte, mit einem einzigen Wort:

»Carefinotou.«

»Carefinotou! Was für ein Name, ich schlage vor, wir nennen ihn Mittwoch, weil heute Mittwoch ist. Den Namen Carefinotou erlaubt die Polizei überhaupt nicht!« rief Tartelett.

»Wenn der Mann diesen Namen nun einmal hat, warum soll er ihn nicht behalten?«

Da fühlte er eine Hand sich auf seine Brust legen, während die ganze Physiognomie des Schwarzen ihn zu fragen schien, wie er selbst heiße.

»Godfrey!«

Der Schwarze bemühte sich, den Namen zu wiederholen, aber obgleich ihm Godfrey mehrere Male vorsagte, gelang es ihm doch nicht, ihn in verständlicher Weise auszusprechen. Dann wandte er sich an den Professor, um dessen Namen zu erfahren.

»Tartelett – stets zu Diensten!«

»Tartelett – eks kuh kienlen!«

»Tartelett!«

»Tartelett!« offenbar lag diese Silbenverbindung besser in den Möglichkeiten des Negers, denn er sprach ihn auf Anhieb fehlerlos aus. Der Professor war geschmeichelt.

Godfrey, der die Intelligenz des Wilden ausnutzen wollte, versuchte ihn zu fragen, ob er den Namen der Insel wisse. Er wies mit der Hand nach den Bäumen ringsum, nach den Wiesen, Hügeln, nach dem Strand und endlich nach dem Horizont. Dann warf er dem Neger einen fragenden Blick zu.

Carefinotou verstand nicht sofort. Er wiederholte Godfreys Armbewegungen, drehte sich einmal herum: »Arneka!« sagte er dann.

»Arneka?« wiederholte Godfrey und stampfte mit dem Fuß auf.

»Arneka!«

Das bedeutete nun für Godfrey nichts. In seiner Erinnerung fand sich dieser Name nicht vor, wahrscheinlich war er nur den Eingeborenen, nicht aber den Kartographen bekannt. Carefinotou starrte inzwischen die beiden Weissen an, als wolle er sich ihre Eigenarten einprägen. Wenn er lächelte, zeigte sein Mund eine Reihe blendendweißer Zähne, die Tartelett mit einigem Unbehagen betrachtete.

»Wenn diese Zähne noch kein Menschenfleisch gekostet haben, soll mir die Geige in tausend Stücke zerspringen!«

Den Eingeborenen interessierten offensichtlich die Waffen am meisten, offenbar hatte er nie eine Feuerwaffe ge-

sehen. Godfrey wollte ihm mit gutem Grund Respekt vor der Macht der Weißen verschaffen. Er lud sein Gewehr, zeigte Carefinotou ein Rebhuhn, das gerade vorbeikam, legte schnell an, und gab Feuer.

Der Vogel fiel zur Erde.

Beim Knall des Schusses hatte der Neger einen ungeheuren Sprung gemacht, den Tartelett vom choreographischen Standpunkt aus nur bewundern konnte.

Bald hatte der Neger jedoch seinen Schreck überwunden.

Er lief auf den Vogel zu, der sich mit zerschmettertem Flügel durch das Gras schleppte, griff ihn und brachte ihn seinem Herrn.

Tartelett wollte nun zeigen, daß auch er einen Anteil an der Rettung hatte. Er hatte eine Taucherente bemerkt, die auf einem alten Baum saß. Er legte an.

»Nein, schießen Sie nicht!«

»Aber warum nicht?«

»Stellen Sie sich vor, Sie verfehlen den Vogel. Unser Renommee wäre dahin.«

»Aber warum soll ich daneben schießen? Schließlich habe ich einen Wilden aus hundert Meter Entfernung in die Brust getroffen!«

»Sie haben ihn sicherlich getroffen, aber versuchen Sie das Glück lieber nicht zweimal.«

Der Professor war doch etwas beleidigt. Er legte sein Gewehr mit großer Wichtigtuerei wieder über die Schulter und, gefolgt von Carefinotou, kamen beide zum Will-tree zurück.

Carefinotou konnte nicht genug staunen über die Einrichtung des Baumes. Sie mußten ihm alle Werkzeuge und Ausrüstungsgegenstände vorlegen. Es war klar, daß Carefinotou seine Jugend bei einer sehr primitiven Menschenrasse verbracht haben mußte, denn selbst das Eisen schien

ihm unbekannt zu sein. Er begriff gar nicht, daß der Fleischtopf nicht Feuer fing, wenn er auf die glühenden Kohlen gesetzt wurde. Zum großen Mißvergnügen Tarteletts wollte er den Topf immer wieder vom Feuer ziehen. Besonders amüsierte er sich über einen Spiegel, den er immer wieder umdrehte, um zu sehen, ob seine eigene Person sich noch einmal hinter dem Glas befände.

»Ach, ist das ein Affe!« sagte Tartelett.

»Nein, er steht entschieden über dem Affen, denn er sieht hinter den Spiegel, was ein Affe nicht tun würde.«

Glücklicherweise mäkelte Carefinotou nicht an dem ihm vorgesetzten Essen herum. Er beroch die Speisen erst, kostete sie dann mit der Zungenspitze und zuletzt schien das Frühstück, die fette Brühe, das von Godfrey erlegte Rebhuhn, nebst einer Lämmerkeule, mit Zugaben von Camas und Zwiebeln ihm nicht einmal auszureichen.

»Der arme Teufel hat einen guten Appetit!«

»Ja, wir müssen wohl seine Kannibalengelüste etwas im Auge behalten.«

Während sie so sprachen, hörte ihnen Carefinotou mit gespannter Aufmerksamkeit zu. Seine Augen leuchteten verständnisvoll. Denn es schien fast, als habe er begriffen, was über ihn gesprochen wurde. Er begann mit bewundernswerter Schnelligkeit zu schwatzen, freilich waren es nur sinnlose, einsilbige Laute, gellende Ausrufe, in denen die Vokale a und u vorherrschten. (Wie in den meisten polynesischen Idiomen.) Doch wie auch immer, Carefinotou war ein weiterer Gefährte in ihrem Unglück und es sollte sich zeigen, daß er bald ein perfekter Diener geworden war.

Er war kräftig, geschickt und nahm willig jede Arbeit auf sich. Was man ihm einmal gezeigt hatte, ahmte er nach. Bald besorgte er die Wurzeln und Früchte, schlachtete die Tiere und braute aus den Äpfeln einen Cidre.

Godfrey zeigte ihm gegenüber nie Mißtrauen, und wenn er Sorgen hatte, dann nur die, daß die anderen Wilden zur Insel Phina zurückkehren könnten.

Schon am ersten Tag hatten sie Carefinotou ein Bett im Will-tree gebaut, doch zog er es vor, bei klarem Wetter irgendwo draußen oder in einem anderen hohlen Baum zu schlafen. Während der 14 Tage nach seiner Ankunft begleitete Carefinotou Godfrey auf der Jagd. Immer noch staunte er über die Wirkungen der Feuerwaffe, und wenn er ein in der Entfernung getroffenes Wild stürzen sah, dann rannte er los wie ein Jagdhund, kannte keine Hindernisse und brachte das Tier.

Nach und nach gewöhnte sich Godfrey an ihn. Nur im Gebrauch der englischen Sprache erwies sich bis jetzt alle Mühe umsonst, Carefinotou brachte die einfachsten Wörter nicht über die Lippen. So verging die Zeit. Godfrey, der natürlich immer noch über die Möglichkeit, die Insel zu verlassen, nachdachte, sah mit Sorgen die kalte Jahreszeit kommen.

Am 27. September ereignete sich ein Zwischenfall, der ihnen viel Arbeit machte, aber auch ihre Speisekammer füllen sollte. Godfrey und Carefinotou waren an diesem Tag am Strand mit dem Einsammeln von Mollusken beschäftigt, als sie unter dem Wind eine Menge schwimmender kleiner Inseln bemerkten, die von der Flut langsam auf den Strand getrieben wurden. Was waren das für Massen, die in Gesellschaft dahergezogen kamen.

Godfrey wußte es noch nicht, als sich Carefinotou plötzlich platt auf den Bauch legte. Er zog den Kopf zwischen den Schultern ein, bog Arme und Beine zusammen und begann die Bewegungen eines Tieres nachzuahmen, das langsam am Boden kriecht.

»Schildkröten! Schildkröten!«

Ja, vor ihnen schwammen, auf der Fläche von 1 qkm,

Tausende und Abertausende von Schildkröten. Glücklicherweise strandeten einige hundert dieser Amphibien am Ufer. Godfrey und Carefinotou rannten schnell hinunter, um diesem Meereswild den Weg abzuschneiden.

Sie legten sie auf den Rücken, was eine mühevolle Arbeit war.

Die nächsten Tage waren damit angefüllt, die Beute einzuholen. Das Fleisch der Schildkröten schmeckt konserviert und frisch gleichermaßen gut. Godfrey ließ den größten Teil für den Winter einsalzen. Einige Zeit hindurch gab es auch zum Frühstück eine wundervolle Lady Curzon.

Inzwischen durchstreifte Godfrey, vom treuen Carefinotou begleitet, immer wieder die Insel. Bei einem dieser Ausflüge ereignete sich etwas, das die Sicherheit der Schiffbrüchigen sehr zu gefährden schien. Godfrey jagte in einem großen Wald im Innern der Insel. Den ganzen Tag über hatten sie nur einige Antilopen in größerer Entfernung gesehen. Es war gegen 15 Uhr. Eben wollten sie zum Mittagessen zum Will-tree zurückkehren, als Carefinotou plötzlich einen ungeheuren Sprung machte. Dann eilte er auf Godfrey zu und zog ihn mit solcher Gewalt fort, daß er keinen Widerstand leisten konnte. Erst nach 20 Schritten blieb Godfrey stehen und sah Carefinotou fragend an.

Der höchst erschreckte Neger zeigte in die Entfernung von 50 m nach einem Tier. Es war ein großer brauner Bär, der mit den Vordertatzen an einem Baum lehnte und den Kopf auf- und abwärts bewegte, als wolle er den Jäger angreifen. Ohne weiter zu überlegen, schlug Godfrey das Gewehr an und gab Feuer. War der gewaltige Plattfüßler getroffen? Wahrscheinlich. War er getötet? Jedenfalls breitete er die Tatzen aus und sank am Fuß des Baumes nieder.



Jetzt durften sie nicht zögern. Ein direkter Kampf mit der Bestie hätte sie in größte Gefahr gebracht. Also rannten sie schnellstens davon.

»Ein Bär, warum denn ein Bär!« rief Tartelett, als Godfrey von ihrem Erlebnis erzählte. »Bisher hat es doch hier keine Bären gegeben. Und wenn es Bären gibt, dann ohne Zweifel auch Hyänen, Panther, Tiger und Löwen! Ich will sofort weg von hier!«

Godfrey bat ihn, sich zu beruhigen. Er hatte einen Bären gesehen, aber das hieß noch nicht, daß wilde Tiere bis zu ihrer Wiese vordringen würden. Auf jeden Fall mußte man vorsichtig sein. Für Tartelett begannen mit diesem Tag furchtbare Wochen, die seine Nerven schließlich derart angriffen, daß ihm – wie vielen aufgeregten Zeitgenossen in San Franzisko – nur noch ein Psychiater hätte helfen können.

»Ich will sofort weg von hier!« wiederholte er immer wieder. Das war leichter gesagt als getan.

Sie trafen alle Vorsichtsmaßnahmen, um auch einen Angriff von der Waldseite her unmöglich zu machen. Die Tür wurde verstärkt. Für die Haustiere hätte Godfrey gern einen Stall gebaut, aber das war vorerst noch eine zu schwierige Aufgabe. Also zogen sie einen Zaun, der nur einen vorläufigen Schutz bieten konnte. Der Zaun war weder hoch noch fest genug, um eine Hyäne oder einen Bären am Überspringen oder Überklettern zu hindern. Carefinotou bestand weiterhin darauf, nachts draußen zu schlafen. Gewiß wollte er seine Herren beschützen.

Eine Woche verstrich, ohne daß sich einer der furchtbaren Besucher in der Nähe blicken ließ. Sie verloren ihr Vieh nie aus den Augen, während es auf den Wiesen weidete. Meist versah Carefinotou den Dienst als Schäfer.

Er nahm keine Flinte, aber ein großes Jagdmesser steck-

te in seinem Schurz und in der Hand trug er eine Axt. So bewaffnet, hätte er sich ohne Zögern auf einen Tiger gestürzt.

Da sich jedoch seit ihrem Zusammentreffen mit dem Bären kein wildes Tier mehr sehen ließ, beruhigte sich Godfrey langsam. Er nahm seine Jagdzüge wieder auf. Tartelett hatte sich im Will-tree fest eingeschlossen und er hätte sich nicht einmal für eine Tanzstunde hinausgewagt. Manchmal ging Godfrey auch allein auf die Jagd und ließ Carefinotou als Gesellschafter bei Tartelett.

Tartelett hatte sich zuerst in den Kopf gesetzt, den Schwarzen Englisch zu lehren. Bald gab er das jedoch auf, Carefinotou hatte einfach kein Gehör für diese Sprache. Darum wollte Tartelett unbedingt die Sprache seines Schülers lernen. Godfrey hielt das für überflüssig, aber Tartelett ließ sich nicht davon abbringen, Carefinotou immer wieder verständlich zu machen, daß er ihm die Namen der Gegenstände, die er ihm zeigte, sagen solle.

Nach 14 Tagen konnte er wirklich schon 14 Wörter. Er wußte, daß Carefinotou »Binsi« für Feuer sagte, »Arudu« für Himmel und »Mervida« für Meer. Tartelett war darüber so stolz, als hätte er von der Akademie den ersten polynesischen Preis gewonnen. Zum Dank wollte Tartelett den Schwarzen in die Geheimnisse der Choreographie einweihen.

Das hätte einer sehen müssen! Der unglückliche Carefinotou schwitzte Blut und Wasser, wenn er die elementarsten Tanzübungen machte. Er war zwar gelehrig, aber er hatte vortretende Schultern, einen aufgetriebenen Leib, die Knie waren nach innen gebogen und die Füße standen nach außen. Nun mache einer aus einer derartigen Figur einen Tanzstar! Der Professor ließ sich jedoch nicht beirren.

»Zieh die Schultern zurück, du Dummhut! Den Kopf ge-

rade. Die Arme runder halten!«

»Tartelett, Sie verlangen aber auch unmögliches!« sagte Godfrey, der sich dieses Schauspiel mit ansah.

»Einem intelligenten Menschen ist nichts unmöglich.«

»Aber er wird doch niemals in einem Salon seine Kunst zeigen können!«

»Warum nicht? Niemandem ist eine glänzende Zukunft verschlossen.«

Dann ergriff Tartelett die Geige und kratzte einen Czar-das, was Carefinotou höchst erfreute. Er machte die tollsten Sprünge und Verrenkungen, ohne daß Tartelett ihn anzufeuern brauchte. Tartelett fragte sich, ob diese Sprünge, obwohl sie ganz gegen die Regeln verstießen, dem Menschen vielleicht eigentümlich wären.

Godfrey hatte bei seinen Streifzügen keine weiteren Raubtiere zu Gesicht bekommen. Auch Fußabdrücke waren nicht zu finden. Sollte der Bär der einzige seiner Art sein? Das war völlig unerklärlich. Wenn Godfrey den Bären erlegt hatte, so hätte er doch den Kadaver finden müssen. Oder hatte das tödlich getroffene Tier sich fortgeschleppt, um in einer Höhle zu sterben. Aber Godfrey fand nicht einmal Blutspuren. Auf jeden Fall mußte man sich in acht nehmen.

Mit den ersten Tagen des September hatte die kalte Jahreszeit angefangen. Schon regnete es während mehrerer Stunden täglich. Später mußten wahrscheinlich jene endlosen Regenfälle kommen, die den Winter in diesen Breitengraden so ungemütlich machen. Nun mußte Godfrey daran denken, im Innern des Will-tree eine Feuerstelle einzurichten. Den Herd selbst konnte man zwar bequem in einer Ecke des Zimmers errichten, indem einige Steine aufeinandergeschichtet wurden, problematisch war es aber mit dem Schornstein. Godfrey kam auf den Gedanken, einige der dicken und langen Bambusstangen zu verwen-

den, die am Ufer des Baches an einigen Stellen wuchsen.

Carefinotou hatte nach einiger Zeit begriffen, was Godfrey vorhatte und seine Hilfe war tatsächlich sehr nützlich. Er half, genügend dicke Bambusröhren zu finden, die sie von ihrem Mark befreiten und durchstießen. Sie steckten die Röhren zusammen zu einer Länge, die ausreichte, den Rauch nach oben hin abzuleiten. Man mußte nur darauf achten, daß dieser Schornstein nicht in Flammen aufging.

Vom 3. bis 10. November regnete es ununterbrochen. Es wäre ganz unmöglich gewesen, im Freien ein Feuer zu entzünden. Während dieser traurigen Tage mußten sie im Will-tree bleiben, den sie nur verließen, wenn sie sich um das Vieh kümmern mußten.

Der Vorrat an Cama-Wurzeln ging langsam zu Ende. Da diese Wurzeln die Stelle des Brotes vertraten, war ihr Fehlen recht unangenehm. Godfrey erklärte daher am 10. November, daß er, sobald der Regen etwas nachlassen würde, zusammen mit Carefinotou ausgehen werde.

Im Laufe des Abends fing der Himmel an, sich von den schweren Wolken zu entlasten, der Regen ließ ein wenig nach und sogar die Sonne brach durch.

»Morgen werden wir aufbrechen!«

Carefinotou bestand in dieser Nacht wieder darauf, im Freien zu schlafen, was er während des stärksten Regens vermieden hatte. Als sie am nächsten Morgen um 7 Uhr den Will-tree verließen, schien tatsächlich schon die Sonne. Bewaffnet und mit Säcken versehen, schlugen sie den Weg durch das nasse Gras ein. Eine Stunde später waren sie – ohne jeden Zwischenfall – an Ort und Stelle angelangt.

3 Stunden lang füllten sie ihre Säcke mit den Camas. Dann traten sie den Rückweg an. Sie gingen nebeneinander und blickten sich ab und zu um. Sie waren an eine Biegung des Baches gekommen, als Godfrey plötzlich

stehen blieb. Dieses Mal hatte er zuerst ein unbewegliches Tier entdeckt, das am Fuß eines Baumes stand und dessen Augen unheimlich leuchteten.

»Ein Tiger!«

Er täuschte sich nicht. Es war ein großer, auf den Hintertatzen stehender Tiger, der zum Sprung bereit schien.

Augenblicklich hatte Godfrey den Sack fallen lassen. Die Flinte glitt in seine Hand, er spannte, zielte und gab Feuer.

»Hurra! Hurra!«

Der von der Kugel getroffene Tiger hatte einen Satz rückwärts gemacht. War er tödlich getroffen? Godfrey lud sofort nach. Ehe Godfrey Carefinotou zurückhalten konnte, war der mit dem Jagdmesser in der Hand nach der Stelle gelaufen, wo der Tiger verschwunden war. Er hörte überhaupt nicht auf die warnenden Rufe Godfreys.

Godfrey rannte also hinterher. Am Uferabhang sah er Carefinotou im Kampf mit dem Tiger, den er am Hals gepackt hatte und gegen dessen Tatzenschläge er sich heldenhaft wehrte. Endlich gelang es ihm, der Bestie das Messer bis zum Schaft ins Herz zu rennen.

Der Tiger kollerte jetzt auf den Wasserlauf zu, der durch den Regen stark angeschwollen war und der den Kadaver mit der Schnelligkeit eines Bergstroms wegriß. Nach wenigen Augenblicken war der Körper ins Meer gespült.

Ein Bär! Ein Tiger! Nun war sicher, daß es hier wilde Tiere gab!

Zum Glück war Carefinotou nicht ernstlich verletzt worden. Besorgt kehrten sie zum Will-tree zurück.

Als Tartelett hörte, daß es auf der Insel nicht nur Bären, sondern auch Tiger gab, fing er erneut an, fürchterlich zu jammern. Die Raubtiere würden gewiß den Weg zum Will-tree finden. Dann gab es keine Sicherheit mehr. In seinem ersten Schreck verlangte der Professor richtige Fortifikationen, mindestens steinerne Mauern, Courtinen, Bastionen und Kasematten, um die Sequoia zu verteidigen. Wenn das nicht zu beschaffen war, wollte er seiner Wege gehen.

»Ja, ich auch!« antwortete Godfrey trocken.

In der Tat hatten sich die Verhältnisse geändert. Gegen den Mangel und die Kälte hatten sie sich wehren können, aber fehlten ihnen nicht die Mittel, sich gegen den Ansturm wilder Tiere zu verteidigen? Die Lage war ernst, aber nicht hoffnungslos.

»Wie kommt es nur, daß wir in den ersten 4 Monaten überhaupt kein Raubtier bemerkten, und jetzt mußten wir uns in 14 Tagen gegen einen Bären und einen Tiger wehren?«

Welche Sicherheitsmaßnahmen konnte Godfrey, der bei allem kaltblütig blieb, treffen? Zunächst wurde ausgemacht, nur noch selten Ausflüge zu machen und die wenigen schwer bewaffnet. Außerdem mußte natürlich der Will-tree gesichert werden, die Wohnung selbst, der Hühnerstall und das Tiergehege. Godfrey dachte daran, die vier oder fünf großen Mammuthbäume, die den Will-tree umstanden, miteinander zu verbinden. Wenn es ihm gelang, eine feste und hohe Palisade von einem Stamm zum anderen zu ziehen, dann befanden sie sich dahinter in einiger Sicherheit, wenigstens geschützt gegen unerwartete

Überrumpelung. Godfrey schreckte vor dieser Arbeit, bei der er immerhin viele Bäume fällen und herbeischaffen mußte, nicht zurück. Tartelett war natürlich einverstanden und er versprach seine Hilfe, und merkwürdigerweise hatte auch Carefinotou schnell begriffen, um was es ging. Man machte sich also ohne Zögern ans Werk.

Nahe einer Biegung des Baches befand sich ein kleines Gehölz aus nicht allzu hohen Fichten, die sich für den Bau eigneten. Am nächsten Morgen drangen sie bis zu diesem Wald vor; doch trotz ihrer guten Bewaffnung achteten sie sorgfältig auf verdächtige Spuren. Zuerst wollten sie eine genügende Anzahl Bäume fällen, die sie dann gemeinsam zum Will-tree schleppen mußten.

Carefinotou leistete die wichtigste Arbeit. Er wußte geschickt mit Axt und Säge umzugehen und seine Kräfte erlaubten ihm, auch dann noch zu schuften, wenn Godfrey bereits Atemnot hatte und wenn Tartelett bereits zerschlagen an allen Gliedern kaum noch seine Geige hätte halten können. Dabei hatte Tartelett den leichtesten Teil der Arbeit bekommen: er sollte die Äste absägen. Trotzdem, hätte er auch nur ½ Dollar pro Tag bekommen, hätte er seinen Arbeitgeber immer noch zuviel gekostet.

6 Tage lang arbeiteten sie im Wald. Morgens zogen sie aus, mit einem großen Picknickpaket, und am Abend kehrten sie zum Will-tree zurück. Das Wetter war nicht gerade angenehm, oft mußten sie die Arbeit unterbrechen, um vor heftigen Regenschauern Schutz zu suchen. Am 18. November lagen alle Stämme zum Abtransport bereit. Während dieser ganzen Zeit hatte sich kein Raubtier sehen lassen. Nun mußten sie den schwierigen Transport bewältigen. Godfrey hatte die Idee, die Stämme zu Flößen zusammenzubinden und auf dem durch die Regengüsse angeschwollenen Bach zum Will-tree zu bringen. Von dieser wenig anstrengenden Methode war Tartelett natürlich be-



sonders angetan. Binnen weniger als 3 Tagen waren die Stämme alle an ihrem Bestimmungsort eingetroffen.

Schon am nächsten Morgen begannen sich die ersten, einen Meter tief in die Erde eingerammten Pfähle zu erheben, um die stärksten Sequoien miteinander zu verbinden. Ein Flechtwerk aus starken biegsamen Zweigen sollte die Sicherheit des Bauwerkes noch erhöhen.

»Wenn unsere Palisade fertig ist, Tartelett, dann können wir uns hier erst richtig zu Hause fühlen!«

»Zu Hause sind wir aber in der Montgomery Street.«

Dagegen ließ sich nichts einwenden.

Am 26. November war die Palisade zu  $\frac{3}{4}$  errichtet. Noch 3 bis 4 Tage und die Umzäunung mußte fertig sein.

Am 27. jedoch wurde ihre Arbeit durch ein unerklärliches Ereignis unterbrochen. Gegen 8 Uhr morgens war Carefinotou durch die Höhlung bis zur Gabelung der Sequoia hinaufgeklettert, um die Öffnung, durch die noch immer etwas Regen und Kälte eindrang, zu verschließen.

Plötzlich stieß er einen merkwürdigen Schrei aus. Godfrey, der an der Umzäunung arbeitete, wandte den Kopf und erblickte den Schwarzen, der durch deutliche Zeichen zu verstehen gab, daß er zu ihm heraufkommen solle. Godfrey, der wußte, daß sich Carefinotou keine Scherze erlaubte, griff das Fernrohr und kletterte innerhalb des Stammes in die Höhe, drängte sich durch die Öffnung hinaus und saß bald rittlings auf einem der gewaltigen Äste.

Carefinotou streckte den Arm in die nordöstliche Richtung und zeigte nach einer Rauchsäule, die sich in langen Wirbeln in die Luft erhob.

»Noch einmal!«

Er richtete das Fernrohr auf den Rauch: dieses Mal konnte es einfach keine Täuschung sein. Der Rauch, in vielleicht 5 km Entfernung, war deutlich sichtbar. Godfrey blickte sich nach Carefinotou um. Der Neger gab durch

seine Gesten deutlich sein Erstaunen kund. Er war ebenso überrascht wie Godfrey. Auf See befand sich übrigens weder ein Schiff noch irgendein Boot.

»Dieses Mal werde ich die Feuerstelle finden.« Er gab Carefinotou zu verstehen, daß er nach ihr suchen wolle. Carefinotou war sofort bereit, ihm zu folgen. »Wenn sich dort ein menschliches Wesen aufhält, muß ich wissen, wer es ist, woher es kommt und wohin es geht.«

In der nächsten Minuten waren sie unten. Sie unterrichteten Tartelett von ihrem Vorhaben, der allerdings keine Lust hatte, mit ihnen 10 km zu laufen.

»Meinetwegen gehen wir allein!« sagte Godfrey und so brachen sie auf. Er trug ein Gewehr und einen Revolver, Carefinotou eine Axt und ein Jagdmesser.

Am Mittag, nachdem sie ein wenig gegessen hatten, kamen beide zu der ersten Felsenpartie, die das Ufer begrenzte. Der noch immer sichtbare Rauch erhob sich in einer Entfernung von einem Kilometer, und wenn sie immer geradeaus gingen, mußten sie direkt auf die Feuerstelle stoßen. Sie beeilten sich, doch immer mit soviel Vorsicht, um selbst zu überraschen, selbst aber nicht überrascht zu werden. Einige Minuten später verschwand der Rauch, als ob das Feuer urplötzlich verschwunden wäre. Godfrey hatte sich jedoch genau die Richtung gemerkt. Der Weg war bald zurückgelegt, und, um einen Felsen stürmend, standen Godfrey und Carefinotou jetzt auf dem Strand, kaum 40 Meter von der Gesteinsmasse entfernt. Sie liefen darauf zu ... Niemand da! Aber diesmal verriet doch das kaum erloschene Feuer und die herumliegenden halbverbrannten Kohlenstücke unzweifelhaft, daß hier ein Brand unterhalten worden war.

»Hier ist ein Mensch gewesen!« Godfrey rief laut, keine Antwort. Carefinotou stieß einen lang anhaltenden Schrei aus, keine Seele erschien. Nun untersuchten beide alle

Felsen in der Nähe nach einer Höhle oder Grotte, die einem Schiffbrüchigen oder Eingeborenen als Schlupfwinkel hätte dienen können. Doch nirgends fand sich die Spur eines Menschen. Leider blieben alle Bemühungen vergeblich, und so schlugen sie, unruhig und betroffen, gegen 3 Uhr den Rückweg zum Will-tree ein. Godfrey war tief in Gedanken; ihm erschien es, als stehe die Insel Phina unter der Herrschaft einer geheimen Macht. Es gab zu viele unerklärliche Ereignisse.

Nach einer Stunde Marsch hörten sie plötzlich ein eigenartiges Geräusch, eine Art trockenes Klappern. Carefinotou stieß Godfrey im letzten Augenblick zurück. Eben wollte sich eine im hohen Gras zusammengerollte Schlange auf Godfrey stürzen.

»Schlangen, nun sind auch noch Schlangen auf der Insel. Es ist zum Heulen!«

Es war in der Tat eine Klapperschlange und von der giftigsten Sorte.

Carefinotou eilte dem Reptil nach und hackte es schließlich mit der Axt in zwei Stücke. Als Godfrey nachkam, wanden sich schon die blutenden Teile auf dem Boden.

Später zeigten sich noch andere Schlangen, überall auf der Wiese, die der Bach vom Will-tree trennte. Wie kam es zu dieser plötzlichen Invasion? »Vorwärts, vorwärts!« rief Godfrey, den dunkle Ahnungen bedrängten. Sie näherten sich der Brücke. Jetzt hörten sie lautes Geschrei, die Hilferufe eines zu Tode Erschrockenen.

»Das ist Tartelett, schnell!«

Zwanzig Schritte weiter und sie sahen Tartelett, der davonlief, so schnell ihn die Beine tragen konnten. Ein gewaltiges Krokodil, das aus dem Bach gekommen sein mußte, verfolgte ihn mit weitaufgerissenem Rachen.

Der vor Angst kopflose Mann rannte, statt nach links und rechts Haken zu schlagen, immer geradeaus ... plötz-

lich stolperte er und fiel ... er schien verloren! Godfrey blieb stehen. Er verlor glücklicherweise auch in diesem Augenblick seine Kaltblütigkeit nicht. Er schlug das Gewehr an und zielte nach einer Stelle dicht unter dem Auge des Krokodils.

Die sicher gezielte Kugel traf das Ungeheuer, das noch einen Seitensprung machte und dann regungslos niederfiel. Da rannte Carefinotou zu Tartelett, hob ihn auf – der Professor war dieses Mal mit dem Schrecken davongekommen. Es war jetzt gegen 18 Uhr. Nach einer Minute waren Godfrey und seine Gefährten im Will-tree. Ihr Abendessen verlief nicht gerade heiter.

Der Professor wiederholte nur immer wieder: »Ich möchte weg von hier, weg von hier!«

Die rauhe Winterzeit war gekommen. Bis Mitte Dezember gab es viele schlechte Tage und es war fast unmöglich, sich ins Freie zu begeben. Zuletzt zogen so heftige Stürme auf, die den Will-tree bis in die Wurzeln erschütterten. Die Bewohner des Will-tree kleideten sich jetzt so warm wie möglich. Die Woldecken aus der Kiste leisteten gute Dienste, wenn sie einmal hinaus mußten, um die Bedürfnisse der Küche zu decken. Das Wetter wurde so abscheulich, daß sie sich auf das Notwendigste beschränken mußten. An eine Jagd war nicht zu denken, und der Schnee fiel mit einer Heftigkeit, daß sie sich in die Gegenden des Eismeeres versetzt glaubten.

Der Proviant erwies sich als nicht ausreichend. Das Schildkrötenfleisch ging langsam zu Ende. Sie mußten wiederholt eines ihrer Schweine oder Ziegen schlachten.

Und welche trüben Gedanken bedrückten Godfrey! Es kam sogar so weit, daß er 14 Tage an einem intensiven Fieber erkrankte. Ohne die kleine Apotheke wäre es vielleicht um ihn geschehen gewesen! Welche Erinnerungen, welche Klagen. Unzählige Male rief er in seinen Fieberträumen nach Phina.

So schlich der traurige Monat Dezember dahin. Erst gegen Ende des Jahres erholte sich Godfrey wieder. Godfrey fürchtete jetzt vor allem, daß die Wilden, die von ihrer Anwesenheit wußten, zurückkehrten, in großer Zahl. Gegen einen derartigen Angriff hätte die Palisade keinen Schutz bieten können.

Alles in allem boten die hohen Zweige der Sequoia die sicherste Zuflucht, und es entstand also der Gedanke, einen Fluchtweg nach oben zu schaffen. Mit Hilfe Carefino-

tous gelang es, an der Wand des Stammes regelmäßige Stufen anzubringen, die, verbunden durch lange Pflanzentaue, ein schnelleres Aufsteigen im Innern ermöglichten.

»Nun haben wir eine Stadtwohnung unten und ein Landhaus oben!«

»Ich würde einen Keller vorziehen, vorausgesetzt, daß er in der Montgomery Street liegt.«

Ende des Jahres waren sie nun schon 6 Monate auf der Insel. Der Anfang des neuen Jahres war nicht gerade vielversprechend. Bis zum 18. Januar fiel Schnee in einem fort. Gegen Ende dieses Tages verhüllte eine feuchte kalte Nacht die ganze Insel und der Schatten unter der Sequoia verwandelte sich in tiefste Finsternis.

Vergeblich versuchten sie, auf ihren Lagerstätten zu schlafen. Bei dem ungewohnten Licht eines harzigen Spans durchblätterte Godfrey einige Seiten der Bibel.

Gegen 10 Uhr ließ sich vom nördlichen Teil der Insel ein Geräusch hören, das allmählich näher kam.

Das mußten Raubtiere sein, die in der Nähe herumstreiften und – o Schreck – dieses Mal vereinigten sich die Schreie und das Gebrüll von Panther, Tiger und Hyäne zu einem höllischen Konzert. Die drei sprangen voller unsäglichlicher Angst sofort hoch. Selbst Carefinotou war bleich vor Schreck.

Zwei tödlich lange Stunden lauschten alle drei in ängstlicher Spannung. Dann wurde es wieder ganz still, als wenn die Rote wilde Tiere das Land noch nicht kannte und auf und ab rannte. Vielleicht entging der Will-tree ihrem Angriff noch einmal.

»Wenn es uns nicht gelingt, diese Tiere zu vernichten, ist es mit unserer Sicherheit auf der Insel vorbei!«

Kurz nach Mitternacht begann der Lärm von neuem, und jetzt mehr in der Nähe. Die gefährliche Herde näherte sich ohne Zweifel dem Will-tree.

Woher kam dieses Raubzeug? Es konnte doch nicht schon immer auf der Insel Phina gewesen sein. Wo befand sich diese geheimnisvolle Höhle, die Löwen, Panther, Tiger und Schlangen ausspie? Carefinotou zeigte sich äußerst erregt, sein Gesicht war zu einer sonderbaren Grimasse verzerrt.

Tartelett seufzte, jammerte und brummte in seiner Ecke.

Zweimal wagten sich Godfrey und Carefinotou bis zur Mitte der Umzäunung vor. Sie wollten sich überzeugen, ob die Tür der Holzschanzen ordentlich befestigt war.

Plötzlich wälzte sich eine Lawine von Tieren lärmend nach dem Will-tree zurück. Noch waren es nur die Schweine, Ziegen, Lämmer und Hühner. Sie hatten das Geheul der Raubtiere gehört und waren entsetzt geflohen. Sie suchten Schutz hinter der Palisade. »Wir müssen ihnen öffnen!« rief Godfrey. Carefinotou hatte ihn gleich verstanden. Sie rissen die Tür auf und die Herde stürzte sich Hals über Kopf in die Umzäunung.

Im gleichen Augenblick wurde durch die freie Öffnung ein eigentümliches Leuchten von wilden Augen sichtbar.

Es war keine Zeit mehr, das Tor zu schließen.

Sich auf Godfrey werfen, ihn wider seinen Willen fortzerren und ihn in die Wohnung drängen, deren Tür er eiligst zuschlug, das vollbrachte Carefinotou alles während der Dauer eines Blitzes. Das Brüllen zeigte an, daß drei oder vier Tiere in die Palisade eingedrungen waren.

Zu diesem entsetzlichen Gebrüll mischte sich bald das Grunzen und Blöken der Herde, die wie in einer Falle den Raubtieren preisgegeben war.

Offenbar begannen die Bestien die Herde zu zerfleischen.

Da ergriff Tartelett in blinder Angst eine Flinte und wollte durch das Fenster auf gut Glück Feuer geben.

Godfrey hielt ihn zurück.

»In dieser Dunkelheit ist jeder Schuß verloren! Es ist besser, wir warten auf den Tag.«

Godfrey mußte Tartelett die Waffe entreißen, da dieser zu keiner ordentlichen Überlegung mehr imstande war.

Er warf sich schließlich schimpfend auf sein Lager und verfluchte alle Reisen, alle Reisebüros, Schiffahrtslinien und Inseln.

Godfrey und Carefinotou waren am Fenster stehengeblieben. Dort wohnten sie dem fürchterlichen Gemetzel bei, ohne etwas tun zu können. Das Geschrei der Schafe und Ziegen wurde allmählich matter, als ob sie schon alle erwürgt wären. Die kleine Ansiedlung erlitt so einen schrecklichen Verlust. Sie hatten aber gar keine Zeit, an die Zukunft zu denken, die Gegenwart war erregend genug.

Es war ihnen, als sähen sie eine große Menge Raubtiere innerhalb der Umzäunung. Und von draußen drang immer neues Gebrüll herein. Wahrscheinlich wurden noch weitere Bestien durch den Blutgeruch herbeigelockt.

Sie liefen hin und her und wandten sich zuweilen wütend gegen den Baum. Einzelne Schatten sprangen wie Katzen auf dem Boden umher. Die erwürgte Herde hatte nicht genügt, ihre Wut und ihren Hunger zu stillen. Weder Godfrey noch Carefinotou sprachen ein Wort. Da verriet ein lauter Knall ihre Anwesenheit. Tartelett war, geplagt von schrecklichen Halluzinationen, aufgestanden, hatte einen Revolver ergriffen und hatte, ohne daß Godfrey ihn hindern konnte, einen Schuß abgegeben, den er in seiner Einbildung genau zwischen die funkelnden Augen eines Tigers setzte.

»Unglückskuchen!« schrie Godfrey, der sich auf Tartelett stürzte. Carefinotou entwand Tartelett schnell die Waffe. Es war zu spät. Wie auf ein Signal ertönte plötzlich von draußen ein lautes Gebrüll. Man hörte gewaltige Tatzen



die Rinde des Mammuthbaumes abreißen. Furchtbare Stöße erschütterten die Tür.

»Wir müssen uns verteidigen!«

»Notstand!«

Godfrey nahm mit der Flinte in der Hand seinen Posten an der Tür ein. Zu seiner größten Verwunderung tat Carefinotou das gleiche – ja, der Neger nahm eine Flinte, eine Waffe, die er bisher nie angerührt hatte.

Jetzt knatterten die Gewehrschüsse durch die Fenster.

Beim Aufblitzen des Mündungsfeuers konnten sie erkennen, mit welchen Feinden sie es zu tun hatten. Da sprangen innerhalb des Zauns, heulend vor Wut: Löwen, Tiger, Panther, Hyänen – 20 Stück Raubtiere wenigstens.

Godfrey und Carefinotou versuchten, ohne sich um Tar-telett zu kümmern, mit sicherer Hand Tod und Verderben unter der Meute auszustreuen. Um keine Patronen zu verschwenden, warteten sie, bis sich ein Schatten näherte, dann gaben sie Feuer, und jedesmal verriet ein Aufheulen, daß sie getroffen hatten.

Nach einer Viertelstunde ließ der Lärm nach. Die Raubtiere hatten sich vielleicht zurückgezogen, oder sie warteten für einen neuen Angriff den Tag ab.

Godfrey war froh und erstaunt, daß Carefinotou mit großer Sicherheit seine Flinte hantierte. Gegen 3 Uhr morgens entstand neuer Lärm. Diesmal noch toller als zuvor. Die Situation wurde unhaltbar.

Jetzt stürmten die Bestien nämlich die Tür, und die beiden Schützen konnten sie dort nicht erreichen. Schon krachte die Tür unter den Schlägen, ein heißer Atem drang durch die Ritzen. Noch versuchten Godfrey und Carefinotou, die Tür von innen zu verstärken, indem sie die Bettpfosten dagegen legten. Aber das konnte auf die Dauer nicht halten. Godfrey erkannte seine Ohnmacht. Wenn die blutgierigen Tiere erst einmal durchgebrochen waren,

dann mußte jede Verteidigung nutzlos sein.

»Hinauf, wir müssen hinauf!« rief Godfrey.

»Ich bin schon oben!« rief Tartelett.

Godfrey nahm noch ein Paket Patronen. Dann kletterten sie hinauf, nach der Krone des Baumes, die ihnen jetzt einzig Schutz bieten konnte. Godfrey und Carefinotou waren kaum einige Meter hoch geklettert, als das Gebrüll aus dem Innern des Baumes heraufdrang. Einige Augenblicke Verspätung, und sie wären verloren gewesen. Die Tür brach in 1000 Stücke.

Oben stieß Tartelett einen Schreckensschrei aus, als sie ihre Köpfe heraushoben. Er sah nichts anderes als einen Tiger oder Panther hervorkommen. Der Professor hielt sich, mit entsetzlicher Furcht, hinabzustürzen, an einen Ast geklammert.

Carefinotou kletterte zu ihm, zwang den Ärmsten, nach einer stärkeren Astgabel zu reiten und band ihn dort mit seinem eigenen Gürtel ordentlich fest. Jetzt konnten sie nur abwarten. Godfrey bemühte sich, zu erkennen, was da unten vorging. Er hörte nur, daß die Tiere immer noch da waren.

Plötzlich, gegen 5 Uhr früh, wurde es unten im Baum überraschend hell. Bald drang der Lichtschein aus den Fenstern und der Tür. Gleichzeitig wirbelte ein beißender Rauch in das Geäst des Baumes.

»Was hat das zu bedeuten?«

Bei der Verwüstung des Will-tree hatten die Tiere die Kohlen aus dem Herd umhergeworfen, und das Feuer hatte die Möbel entzündet. Dann war auch die Rinde in Brand geraten. Die Lage der Ärmsten da oben war jetzt noch verzweifelter als vorher. Bei dem hellen Feuerschein konnten sie die Bestien um den Baum tanzen sehen.

Gleichzeitig erfolgte eine gewaltige Explosion. Die furchtbar erschütterte Sequoia erzitterte von den Wurzeln

bis zu den Zweigen des Gipfels.

Das war der Pulvervorrat gewesen.

Godfrey und Carefinotou wären beinahe weggeschleudert worden. Tartelett wurde nur von seinem Gürtel gehalten. Erschreckt durch die Explosion, vielleicht auch verletzt, flüchteten die Bestien in den Wald.

Gleichzeitig loderte das Feuer auf, das sich durch die Explosion nur noch verbreitet hatte. Das trockene Holz krachte wie 1000 Revolverschüsse. Ein gewaltiger Feuer Schein erhellte jetzt die ganze Umgebung.

Bald ergriffen die Flammen die untersten Zweige, und bald mußten sie zu der Stelle vordringen, wo Godfrey und seine Gefährten saßen.

Sollten sie hier oben den Feuertod finden?

In jedem Fall war die Situation mehr als brenzlich. Schon loderten die untersten Zweige, dichter Rauch verschleierte den ersten Schein des Tages, der langsam im Osten emporstieg. Da ... ein furchtbares Krachen – die über den Wurzeln total ausgebrannte Sequoia sank etwas zusammen, neigte sich und fiel ... Beim Sturz begegnete aber der Stamm einem anderen Baum, seine mächtigen Äste verwirrten sich mit denen des anderen und so blieb er in einem Winkel von 45° schief liegen. In diesem Augenblick glaubten Godfrey und Tartelett ihren letzten Augenblick gekommen. »Der 19. Januar!« rief da eine Stimme, die Godfrey trotz seiner Bestürzung sogleich erkannte.

Das war Carefinotou gewesen – ja, er hatte Englisch gesprochen.

»Was sagst du da?« Godfrey glitt zu Carefinotou hinüber.

»Ich sage«, antwortete Carefinotou, »daß heute Ihr Onkel Will eintreffen muß, denn wenn er nicht kommt, sind wir des Teufels fette Beute.«

Noch bevor Godfrey eine Antwort finden konnte, knatterten mehrere Flintenschüsse in kurzer Entfernung vom Will-tree. Gleichzeitig stellte sich (im rechten Augenblick) gleich einem Katarakt ein Gewittersturzregen ein, der sich in Strömen über die brennenden Zweige ergoß.

Was sollte Godfrey von dieser Reihe unerklärlicher Zufälle denken? Carefinotou sprach plötzlich Englisch wie ein geborener Londoner, er kündigte die Ankunft Onkel Wills an und nun waren Gewehrschüsse zu hören.

Godfrey fragte sich, ob er noch alle Tassen im Schrank habe. Schon wurde nämlich – kaum 5 Minuten nach den ersten Schüssen – eine Gruppe Seeleute sichtbar. Godfrey und Carefinotou ließen sich am Stamm herabgleiten, der innen noch immer brannte. Eben als Godfrey seinen Fuß auf den Boden setzte, hörte er eine Stimme: »Godfrey, herzlich willkommen.«

»Godfrey, mein Lieber!«

»Onkel Will? Phina! Ihr beiden, hier?«

3 Sekunden später lag er in ihren Armen (in Phinas und in Onkel Wills zugleich!). Gleichzeitig erkletterten Kapitän Turcotte und seine Matrosen den Stamm der Sequoia, um Tartelett zu befreien.

»Onkel Will, wie hast du die Insel Phina finden können?«

»Die Insel Phina?« erwiderte Onkel William W. Kolderup. »Du willst wohl sagen, die Insel Spencer. Ich habe sie vor 6 Monaten gekauft.«

»Die Insel Spencer?«

»Du hast ihr meinen Namen gegeben, lieber Godfrey?«

»Der neue Name gefällt mir, Godfrey, und wir werden

ihn beibehalten. Bis jetzt ist das die Insel Spencer, die kaum drei Tagesreisen von San Franzisko entfernt liegt.

Ich dachte, du könntest dir hier am besten die Sporen eines Robinson verdienen.«

»Das habe ich sicherlich. Aber was ist mit der *Dream*?«

»Gar nichts. Hokuspokus.« William W. Kolderup war in bester Laune. »Die *Dream* sank ganz gemütlich nach meinen Befehlen. Sie nahm nämlich einfach den Wasserballast auf. Du glaubtest natürlich, daß die *Dream* unterging. Doch als Kapitän Turcotte sicher war, daß du und Tartelett die Küste ohne Schwierigkeit erreichen würdet, ließ er die Maschine rückwärts laufen. Drei Tage später war er wieder in San Franzisko.«

»Also ist kein einziger Mann bei dem Schiffbruch ums Leben gekommen?«

»Niemand –, nur der unglückliche Chinese, der sich an Bord geschlichen hatte und den wir nicht wiedergefunden haben.«

»Und das Kanu?«

»War gefälscht. Wir haben es bauen lassen.«

»Und die Wilden?«

»Die Wilden, die ihr glücklicherweise nicht getroffen habt, waren ebenso gefälscht.«

»Und Carefinotou?«

»Gefälscht! Mein treuer Jup Brass hat offensichtlich seine Rolle als Freitag gut gespielt!«

»Gewiß, zweimal, bei der Begegnung mit dem Bären und dem Tiger hat er mir das Leben gerettet.«

»Ja, aber Bär und Tiger waren gefälscht. Beide verpackt und eingeschifft, ohne daß du es gemerkt hast!«

»Doch sie bewegten sich doch richtig!«

»Ja, durch ein Uhrwerk, das Jup Brass in der Nacht aufgezogen hatte.«

»Also alles war gefälscht!«

»Naja, du mußtest doch einige Abwechslung haben!«

»Aber wenn du uns so prüfen wolltest, warum hast du uns dann die Kiste an den Strand gelegt?«

»Welche Kiste? Ich habe dir niemals eine Kiste geschickt!« Jetzt schlug Phina die Augen nieder.

»Also wirklich, eine Kiste, dann muß Phina Mitschuldige haben!« Onkel Will drehte sich Kapitän Turcotte zu, der jetzt laut auflachte.

»Mr. Kolderup, Ihnen kann ich widersprechen, aber Miß Phina nicht, das ist ganz unmöglich. Ich setzte also die Kiste aus.«

Den mächtigen Kopf schüttelnd, versuchte William W. Kolderup vergeblich, seine Rührung zu verbergen.

»Das nenne ich Liebe, schickt ihm eine Kiste!«

Während Godfrey nun die Reise von der lustigen Seite nahm, konnte sich Tartelett keineswegs beruhigen.

»Mr. William W. Kolderup«, sagte er, »Sie werden doch wohl nicht behaupten wollen, daß das Krokodil, dem ich beinahe elend zum Opfer gefallen bin, eine Mystifikation gewesen sei?«

»Ein Krokodil?«

»Ja, Mr. Kolderup«, mischte sich Carefinotou alias Jup Brass nun ein, »ein richtiges Krokodil, das ich in meiner Sammlung nicht mitgebracht habe.«

Godfrey berichtete nun über die Vorfälle der letzten Tage, über die Tiger, die wirklichen Panther und Schlangen, die sie auf der Insel entdeckt hatten.

Jetzt war William W. Kolderup an der Reihe, verblüfft zu sein. Die Insel Spencer, das wußte doch jedes Kind, beherbergte keine wilden Tiere.

Der Onkel begriff auch nicht, welche Bedeutung der an verschiedenen Stellen der Insel aufgestiegene Rauch haben sollte. William W. Kolderup hatte den Verdacht, daß hier irgendetwas nicht nach seinen Befehlen vorgegangen

sei, und das ärgerte ihn.

Tartelett glaubte die ganze Geschichte nicht – er hielt sie für erfunden. Der fingierte Schiffsuntergang, die künstlichen Tiere, das wollte ihm nicht in den Kopf. Und auf den Ruhm, mit einem Flintenschuß den Häuptling eines polynesischen Stammes niedergestreckt zu haben, wollte er nicht verzichten. Es konnte einfach nicht wahr sein, daß dieser angebliche Wilde nur ein Butler aus dem Haus William W. Kolderups war.

Nun war alles erzählt.

»Godfrey«, sagte William W. Kolderup, »du hast Inseln immer sehr geliebt und ich will dir eine Freude machen: Ich schenke dir die Insel Spencer. Wenn du willst, kannst du immer hier bleiben und das Leben eines Robinson führen. Ich werde dich nicht mit Gewalt von hier fortreißen. Bleib ein Robinson, dein Leben lang!«

»Ich? Robinson?«

Da meldete sich Phina: »Godfrey, willst du wirklich auf deiner Insel bleiben?«

»Eher sterbe ich!« Er ergriff die Hand seiner Verlobten.

»Also, wenn ich hierbleibe, dann unter drei Bedingungen: 1. daß du, meine Phina, hier bleibst, 2. daß Onkel Will verspricht, uns gelegentlich zu besuchen, 3. daß der Geistliche der *Dream* uns heute noch traut.«

»Auf der *Dream* befindet sich kein Priester. Aber in San Franzisko wird's welche geben. Ich denke also, wir gehen morgen wieder in See.«

Godfrey zeigte nun den Besuchern die ganze Insel. Von ihrer Wohnstätte, dem Will-tree, war leider nicht viel übrig geblieben. Die Feuersbrunst hatte die ganze Einrichtung im Innern des hohlen Riesenbaumes vernichtet. Ohne das Eintreffen Onkel Williams wären die Schiffbrüchigen in der kalten Winterzeit gewiß schlimm dran gewesen.

»Onkel Will, wir haben unsere Wohnung nach deinem

Namen genannt!«

»Sehr gut, wir werden ein Samenkorn mitnehmen und in meinen Garten in San Franzisko pflanzen. Vielleicht wächst dort auch ein Mammuthbaum.«

Sie sahen in der Ferne einige Raubtiere, doch wagten sie sich nicht heran, die Matrosen erschreckten sie wahrscheinlich. Man ging an Bord, nicht ohne daß Tartelett um die Erlaubnis gebeten hätte, »sein Krokodil« als Trophäe mitzunehmen. Am Abend waren alle im Salon der *Dream* versammelt, wo sie die Verlobung Phinas und Godfreys zum zweitenmal mit einem festlichen Dinner feierten.

Am 20. Januar lichtete die *Dream* die Anker. Um 8 Uhr morgens sah Godfrey nicht ohne innere Bewegung am westlichen Horizont gleich einem Schatten die Insel zerfließen, auf der sie 6 Monate eine so rauhe Schule durchgemacht hatten.

Am 23. gegen Mittag legte die *Dream*, nach einer Fahrt durch das Golden Gate, an der Werft in der Merchant Street an. Aber was sah man da?

Man sah aus dem Laderaum einen Mann heraufsteigen, der sich auf der *Dream* versteckt haben mußte.

Und wer war dieser Mann?

Es war der Chinese Seng Vou, der die Rückreise ebenso wie die Hinfahrt als blinder Passagier gemacht hatte.

Er trat auf William W. Kolderup zu: »Möge Mr. Kolderup mir verzeihen. Als ich an Bord der *Dream* Passage nahm, setzte ich voraus, sie fahre direkt nach Shanghai, von wo ich in meine Heimat wollte. Jetzt, da sie wieder in San Franzisko eingelaufen ist, schiffe ich mich aus.«

Alle standen staunend um den Chinesen herum.

»Du bist doch aber nicht 6 Monate im Schiffsraum geblieben?«

»Nein.«

»Und wo hast du dich verborgen?«



»Auf der Insel!«

»Du?«

»Ja.«

»Und der Rauch!?«

»Nun, ich mußte mir doch Feuer machen!«

»Und warum bist du nicht zu uns gekommen?«

»Ein Chinese lebt am liebsten allein. Er genügt sich selbst und braucht keinen anderen«, sagte Seng Vou.

Mit diesen Worten verneigte er sich nach allen Seiten, verließ das Schiff und verschwand.

»Das ist das Holz, aus dem die richtigen Robinsons geschnitzt werden«, rief William W. Kolderup. »Hast du ihn dir genau angesehen? Schade, daß er weg ist, er hätte in meiner Wäscherei arbeiten können!«

»Damit sind also die Raucherscheinungen erklärt ... aber die wilden Tiere?«

»Und mein Krokodil?«

»Das werden wir später erfahren. Ich werde einen Detektiv engagieren.«

Wenige Tage später wurde mit großem Glanz die Hochzeit gefeiert. Man kann sich vorstellen, daß dieses Fest einer der Höhepunkte der Saison in San Franzisko war.

Tartelett und sein Schüler fielen in der Menge besonders durch ihr ausgezeichnetes Benehmen auf.

Tartelett hatte nur noch einen Gedanken. Leider konnte er zu seinem größten Bedauern sein Krokodil nicht als Krawattennadel tragen. Also beschloß er, es ausstopfen zu lassen. So könnte er das Ungeheuer als Zimmerschmuck ausstellen. Das Krokodil wurde also einem berühmten Konservator zugesandt, der es wenige Tage später im Palast des Onkels wieder ablieferte. Da liefen alle zusammen, das Untier zu bestaunen.

»Sie wissen doch, Mr. Kolderup, woher dieses Tier stammt?« sagte der Konservator und überreichte dabei

seine Rechnung.

»Nein.«

»Es trug aber auf seinem Brustpanzer ein aufgeklebtes Etikett!«

»Ein Etikett?«

»Hier ist es!« sagte der berühmte Konservator. Er zeigte ein Stück Leder vor, auf dem mit Wäschetinte geschrieben stand:

*Sendung von Hagenbeck in Hamburg  
an J. R. Taskinar in Stockton. U. A. w. g.*

Jetzt begriff William W. Kolderup alles.

Sein Gegner J. R. Taskinar, der Mitbewerber um die Insel, hatte aus Rache eine ganze Schiffsladung Raubtiere, Reptilien und schädliches Zeug von dem weltbekannten Menagerielieferanten Hagenbeck gekauft und sie auf mehreren Fahrten auf die Insel Spencer bringen lassen. Das mußte ihn ein tüchtiges Stück Geld gekostet haben.

Jetzt gab es also kein Geheimnis mehr.

»Ein guter Streich, ich hätte mir nichts besseres ausdenken können als der Spitzbube Taskinar!«

»Aber nun ist die Insel Spencer unbewohnbar!«

»Ach was, wir schicken einen Jäger hin. Und da du, lieber Godfrey, die Reise um die Welt noch nicht gemacht hast ...«

»Machen wir sie zusammen. Und wenn ein böser Stern mich zu einem Robinson machen sollte ...«

»... dann hast du wenigstens eine Frau Robinson an deiner Seite!« sagte Phina.